

Austr.

5448

u

Anstr. 5448 ²_u

Bayerische Staatsbibliothek



<36658441790019

Austr. 5448 (1.40)
BRAUMÜLLER'S BADE-BIBLIOTHEK Nr. 12.

C
Original für
„IN'S KÄRNTEN.“
1 x 0

CULTUR- UND REISEBILDER AUS ALTER UND NEUER ZEIT

FÜR

BADEREISENDE UND TOURISTEN

VON

P. v. RADICS.



WIEN, 1882.

WILHELM BRAUMÜLLER

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER.

59 A

Balneologische Werke

aus dem Verlage von

Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien.

Härdtl, Dr. Aug. Freiherr von, Badearzt zu Bad Gastein.
Die Heilquellen und Curorte des österreichischen Kaiserstaates und Ober-Italiens. Mit einem Vorworte von den Vorständen des balneologischen Comités, Hofrath Prof. Dr. Joh. Oppolzer und Hofrath Professor Dr. C. L. Sigmund Ritter von Ilanor. Nach amtlichen Mittheilungen. gr. 8. 1862.
6 fl. — 12 M.

Heilquellen und Curorte Mittel-Europa's. Wegweiser zu den bekannteren Quellen und Curorten nebst Angabe ihrer Höhenlage, sowie der Temperatur und des Charakters der Quellen. (Bade-Bibliothek Nr. 100.) Mit einer Karte der Heilquellen und Curorte in Farbendruck. 8. 1881. 80 kr. — 1 M. 60 Pf.

Hirschfeld, Dr. J. Les eaux minérales les plus fréquentées de la Hongrie. (Bade-Bibliothek Nr. 72) 8. 1876.
1 fl. 20 kr. — 2 M. 40 Pf.

Jahrbuch für Balneologie, Hydrologie und Klimatologie, herausgegeben von **Dr. E. H. Kisch**, Medicinalrath, Docent an der Prager Universität. I.—VI. Jahrg., 1871—1876 à 2 Bde. gr. 8. 1871—1877. 22 fl. — 44 M.

— — VII.—X. Jahrgang, 1877—1880 (à 1 Band). gr. 8. 1878—1881. à 2 fl. — 4 M.

Herabgesetzter Preis für den I.—VI. Jahrg. (12 Bde.) 10 fl. — 20 M.
für einzelne dieser Bände 1 fl. — 2 M.

Ivándi, Dr. A., Badearzt in Gleichenberg. Ueber Curorte und Curmittel im Allgemeinen und speciell über Gleichenberg. Balneologische Skizzen. (Bade-Bibliothek Nr. 98.) 8. 1880. 1 fl. — 2 M.

Kisch, Dr. E. Heinr., Medicinalrath, Docent an der k. k. Universität in Prag. Handbuch der allgemeinen und speciellen Balneotherapie. Zweite mit einem allgemeinen Theile vermehrte Auflage. Nebst einer Karte der Heilquellen und Curorte Mittel-Europa's. gr. 8. 1875. 6 fl. — 12 M.

— — Die Heilquellen und Curorte Böhmen's in historischer, topographischer, physikalisch-chemischer und medicinischer Hinsicht. Unter Mitwirkung von Fachmännern geschildert. (Bade-Bibliothek Nr. 93.) Mit einer Karte. 8. 1879. 2 fl. 50 kr. — 5 M.

gr + 11/6 84
c Austr. 5448 M
„IN'S KÄRNTEN.“

CULTUR- UND REISEBILDER AUS ALTER UND NEUER ZEIT

FÜR

BADEREISENDE UND TOURISTEN

VON

P. v. RADICS.

(Braumüller's Badebibliothek Nr. 12.)

WIEN, 1882.

WILHELM BRAUMÜLLER

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER.

9/60/1443
A. AMONESTA
BUCHHANDLUNG & ANTIQUARIAT
WIEN
IV. MARGARETHENSTRASSE 12

„DAS KÄRNTEN“

GESAMT- UND KREISWEISE ALTE, NEUE UND HEUTE ZEIT

VERLAGS- UND DRUCKER

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Verlag des Bayerischen Antiquarats

WIEN, 1883

WILHELM VON HUBER

ANTIKVARIAT
VERLAG
MÜNCHEN

Vorwort.

Es leuchten deiner Gletscher stolze Zinnen
Gleich Wächtern schmuck in spiegelblankem Stahl,
Von Hügeln schauen stattliche Ruinen,
Mit ernstern Blicken nieder, ohne Zahl;
An Frauen bist du reich mit holdem Minnen
Mit ros'gen Wangen, gold'nem Augenstrahl,
Bist vieler Thäler froh, und reich zu preisen
An unvergleichlich schönen Volkesweisen!

Du Alpenblume in dem Länderkranze
Im Kronenschmuck du hellster Edelstein,
Wenn auch der grösste nicht! — von deinem Glanze
Muss Jeder, der ihn sah, bezaubert sein!

„Nora“ von Ernst Rauscher.

Die Gletscher mit ihrem fernhinleuchtenden wonne-
vollen Alpenglühlen, die vielen stolzen Burgen auf den
Höhen und unten die erinnerungsreichen Städte, die
üppigprangenden Thäler, die zahlreichen Seen, klein und
gross, jeder ein kostbarer Juwel in des Landes Schatz-
kästlein, die segenspendenden Wasser und Gesund-
brunnen, die sinnigen und minnigen Frauen und die
„unvergleichlichschönen Volksweisen“, das sind der
„Angeln“ und „Magnete“ doch gewiss genug, um den
schwerstempfählichen und den leichtentzündbaren, den
nur mit Sträuben und den willig sich gefangen gebenden,
den wissbegierigen und den neugierigen, den gesunden
und den kranken Fremden anzuziehen und festzuhalten
zum Besuche Kärntens!

„In's Kärnten“ lautet daher von Jahr zu Jahr stärker und vernehmlicher der Ruf der Fremden und es mehrt sich mit jedem wiederkehrenden Lenze in jedem drückenden Hochsommer die Zahl derjenigen, die da kommen zu schauen und die dann nicht mehr lassen können von einem Sommerleben im „blau-grünen Alpenländchen“ und die Zahl jener, die stets sich neu zugesellen der immer mehr und mehr wachsenden Schaar der Bewunderer Kärntens!

Auch uns umfing — und frühzeitig schon, da auch noch nicht „die Mode herrschte“, — der Bann des holden Zaubermärchens, das den in Kärntens Gaue Tretenden umschliesst, immer neue Reize ihm bietend, mit immer neuen wechsellvollen Bildern ihn umgaukelnd.

War es, dass wir wiederholt von schwerer Berufsarbeit, einmal aus der Gastein, wo sich Beust und Bismarck „sahen“, über die Tauern „in's Kärnten“ herüberkamen, oder dann, nach den unsäglichen Mühen der Wiener Weltausstellung aufathmend, auf dem wiedererstandenen Handelswege, der Kronprinz-Rudolfsbahn, die alte und wieder neue „Eisenstrasse“ aus dem steirischen $\frac{11}{16}$ hereinführen, war es, dass wir von Marburg aufwärts das romantische Drauthal im Eiltrain der völkerverknüpfenden Südbahn durchflogen, um das sonnige Bozen je eher, je lieber zu erreichen und dort einem theuren Verwandten vor dem Hinschied noch das letzte Mal

die Hand zu drücken, oder dass wir andere Male auf gleicher Route nach kurzer Fahrt rechts seitwärts abbogen, um das „Paradies Kärntens“, das heute schon viel besuchte Lavantthal kennen und in der jungfräulichen Schönheit der Landschaft und der Liebenswürdigkeit der Bewohner, vorab der gelehrten Hüter der Kunst- und Wissensschätze in der weitberühmten Benedictinerabtei St. Paul, lieben zu lernen, oder war es, dass wir in der uralten und dann wieder in der alten neuen Hauptstadt in St. Veit und in Klagenfurt zu längerem Aufenthalte weilten, dass wir an dem Wörther- und Millstädter-, an dem Ossiacher- und Raibler-See lagen, dass wir die Bäder von Villach und Leonhard besuchten und unsere Weine mit dem prickelnden „Preblauer“ mengten oder „Stoff“ von Silberegge schäumend in die Pokale füllten, dass wir auf dem Landkränzchen mit Nachbarn um die Vorzüge der Schönen aus Klagenfurt und Villach, der Geilthalerin und Rosenthalerin stritten, oder dass wir den Biedersinn treuer Kärntner Freunde aus der schönen, ach so weiten Burschenzeit an der Alma mater graecensis, die uns später auch im Sturme und Drange des Residenzlebens stets wacker zur Seite gestanden, an liebwerther Heimstätte wiedergefunden — immer, so oft wir Kärnten betraten, und in stets neuen Formen des Landes himmlisch-hohe Schönheit, des Landes himmlisch-hohe Lieblichkeit bewunderten,

immer fühlten wir uns gefangen und festgehalten von Land und Leuten!

Dies Büchlein nun, das in Erinnerung an unsere mannigfachen „Fahrten“ „in's Kärnten“ entstanden ist, es möge dazu dienen, den zahllosen bewährten und treu-anhänglichen Freunden Kärntens vielleicht das eine oder andere Neue über diese und jene uns liebgewordene Stätte vom Wege und aus dem Staube verborgener Bücher-schätze zu sagen oder Bekanntes in's Gedächtniss zu rufen, zugleich jedoch möge es auch dazu dienen, recht viele neue Besucher und — mit dem einen ersten Besuche ist's ja schon entschieden — recht viele neue Freunde herbeizulocken in das liebe schöne Land zu den lieben braven Leuten.

Alle aber, die dies Büchlein lesen, mögen, wieder daheim am traulichen Winterherde, rufen: „Nächstens wieder in's Kärnten!“

Laibach im Klagenfurterhause des Coliseums, 25. März 1882.

INHALT.

	Seite
Vorwort	III
„Durch die Kärntnerstrasse“ 1683	1
Kärnten im Liede	12
Josef II. Schwester in Klagenfurt	23
„Der österreichische Körner“ am Wörthersee	30
Kärntens Bäder und Sommerfrischen um 1680	40
Ein Tourist durch Kärnten vom Jahre 1781	48
In's „Lafenthal“ 1) Noch per Post 1878	56
2) Dann per Bahn 1879	64
3) St. Paul — St. Andrä — Wolfsberg . . .	73
Eine Gruft der Habsburger im Benedictinerstifte St. Paul . .	88
Ein Kärntner Prälat des 17. Jahrhunderts	97
Das Schloss Hochosterwitz der Khevenhüller 1871	108
Die Geilthalerin bei Hacquet 1801	115
Die erste Besteigung des Grossglockner 1799	120
Ein Besuch bei den Dominicanerinnen in Friesach 1873 . . .	129
Blutkelch und Judenstein 1873	136
Nach den Reichenauer Alpen. Ein Tagebuch von 1782	142
Ein badereisender Engländer von 1668—1673	149
Bäder und Sommersfrischen bei Benedictinerklöstern	157

Durch sechs Kronländer:	Seite
1) Ein Toast in Tobelbad: „Das Haus Habsburg und die Bäder in Oesterreich-Ungarn“	167
2) Das „Kloster auf der Alm“ 1879	176
3) Zwei Besuche im Hospital der Irren zu Wien 1871, 1875	185
4) In die Gastein anno 1792	212
5) Aus den Tagen des churfürstlichen Salzburg	218
6) Zur Geschichte des Loibl	226
„Von den wunderbarlichen Wassern in Hungern“ 1558	232

„Durch die Kärntnerstrasse“ 1683.

Die Kärntnerstrasse, die in unseren „nivellirenden“ Tagen der „Regulirung“ verfiel und den Charakter des gewundenen altdeutschen Stadtweges allmählig verliert, die sich unter unseren eigenen Augen so verändert hat und fort verändert, dass wir sie kaum erkennen möchten, flanirten wir nicht täglich durch dieselbe — wenn uns ein mächtiges Geschick momentan von der einzig schönen Kaiserstadt fernhält — ab und zu diese im Fluge aufsuchend, die ersten Schritte immer zuerst nach der alten und so lieb gewordenen Strasse lenken würden, um uns von den neuesten Wandlungen zu überzeugen.

Wie sie sich aber immerhin verändern möge, das Eine bleibt im währenden Wechsel stets dasselbe, sie bleibt Wiens Hauptverkehrsader nach dem Süden, wie sie das schon in den frühesten Zeiten gewesen.

Die Kärntnerstrasse, wie sie durch ihren Namen die alten Erinnerungen, die besten Erinnerungen an den über Wien gegangenen Handelsverkehr des Mittelalters und selbst noch der späteren Zeiten wachruft, der **durch Kärnten** hin und her nach und aus Italien mit dem heiligen römischen Reiche deutscher

Nation vermittelt wurde, die Kärntnerstrasse, sie diente auch überdies die Jahrhunderte her als via triumphalis bei festlichen Einholungen der Fürstenbräute, bei Siegesheimzügen der Truppen; durch sie nahmen die Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande vielfach ihren Weg, um durch's Innerösterreich nach den Gestaden der blauen Adria zu gelangen, die Kärntnerstrasse, sie sah und sieht noch heute Tausende und Tausende nach der mit kaiserlicher Munificenz erhaltenen Heimstätte der Kunstmusik pilgern, einst nach dem in aller Welt populär gewordenen „Kärntnerthor“ (Theater) heute „in die Hofoper“.

Heute, nachdem die alten Thore gefallen, ist der Ausblick frei vom Herzen der Stadt hinaus durch die Kärntnerstrasse bis auf das alte Wiednerviertel, das sich gleichfalls verjüngt hat und durch eine der schönsten monumentalen Brücken der Welt mit dem Stadttinnern verbunden erscheint, durch die aus Quadern festgefügte Elisabethbrücke, die ihren Namen und ihre Weihe erhielt, als „die Rose aus dem Baierland“, als Oesterreichs allgeliebte Kaiserin und Königin Elisabeth über sie hinweg den Brauteinzug hielt in die Wiener Kaiserburg!

Auf diese für immerwährende Tage historisch denkwürdige Brücke hat die „dankbare Nachwelt“ von heute eine Reihe von Männern, in Stein gehauen, aufgestellt, die sich im Laufe der Jahrhunderte um Wien, um Oesterreich hochverdient gemacht, darunter auch die Helden aus der Türkenbelagerung im Jahre 1683, den Starhemberger und den Kollonitsch.

Im kommenden Jahre wird Wien, wird Oesterreich das Andenken an die vor 200 Jahren erfolgte glückliche Befreiung der Reichshaupt- und Residenzstadt von dem Ansturme der Osmanenhorden, der Befreiung Südösterreichs von den steten „Visiten“ des „Erbfeindes der Christenheit“ feiern!

Mag es mir daher gestattet sein, die freundlichen Leser heute schon durch die Kärntnerstrasse von 1683 zu geleiten, wie sie uns aus zeitgenössischen Ueberlieferungen entgegenblickt.

* * *

Das „Kärntnerviertel“ umfasste (um 1683) einen weiten Complex, der von dem hohen Markte, und zwar von der Stelle, da man die Krebse feil hatte, bis an die Klugerstrasse reichte, die Gassen und Gässchen beiderseits, sowie St. Peter und St. Stephan mit einschliessend.

Die „Kärntnerstrasse“ selbst erstreckte sich vom Stock im Eisen bis zum Kärntnerthor.

An hervorragenden Bauten gab es da vor Allem die Kirche St. Johann des Täufers, noch heute dem hier 1200 eingezogenen Orden der Johanniter gehörend, welcher Orden um das genannte Jahr aus Ungarn kam und für die Kreuzfahrer hier eine Herberge und eine Kapelle errichtete.

Ferner fiel besonders in's Auge das sogenannte Steyrerhaus, den Mönchen von Steyer gehörig.

Da gab es sechs namhafte Gasthäuser rechts und links der Strasse: „Zum Schwan“, „zum gol-

denen Greifen“, „zu den 3 Hasen“, „zum goldenen Löwen“, „zum goldenen Pfau“ und „zum Satyr“.

Hier schänkte man neben den landesüblichen Weinen auch „süsse Weine“ und in dem und jenem dieser Schankhäuser und Herbergen ging es ab und zu recht toll her, auch leichtfertig Weibervolk hielt sich da auf, so dass um die Zeit herum (1664) die Regierung den Magistrat bestimmte, den Ausschank der Weine selbst zu übernehmen, wovon jedoch wieder abgestanden werden musste.

Wer krank wurde im Bannkreise der Kärntnerstrasse, konnte sich Heilung suchen in der Apotheke „zum Tiger“.

Der Handel mit italienischen, spanischen und französischen Weinen im Grossen lag in den Händen der „Niederläger“.

Das waren die Grosshändler zu der Zeit, und sie genossen seit jeher grosse Freiheiten. Ihre Hauptmacht bestand darin, dass sie im Besitz der Bezugsquellen zahlreicher Handelsartikel waren, welche nicht im Lande erzeugt wurden.

Im Jahre 1683 gab es solcher Niederläger in Wien im Ganzen 48, und davon entfielen 7 mit ihren Magazinen auf die Kärntnerstrasse.

Von andern einheimischen Kaufleuten — denn die Niederläger waren durchwegs fremde — zählte man jetzt in der Kärntnerstrasse 15 Tuchläden, 16 aromatische Officinen, wo Riechwaaren und Anderes ausgelegt war, 2 Materialisten, die „ver-

schiedene Pretiosen“ zum Kaufe hatten, und 13 Eisenwaarenhandlungen, wo „die Eyssler“ Roheisen und aus Eisen fabricirte Gegenstände, wohl auch Nippes feil hatten; für den geistigen Bedarf entfiel von den 13 Buchhandlungen, die es damals in Wien gab, eine auf unsere Kärntnerstrasse!

Wir haben schon oben angedeutet, dass es in den zahlreichen Gasthäusern dieser Gasse recht lustig zuing, und diese Lustbarkeit erstreckte sich auch auf die Gasse heraus; rühmt es doch der englische Tourist Brown der ganzen Wiener Stadt, die er zwischen 1668 bis 1673 besuchte, nach, dass man fortwährend auf den Plätzen und Strassen, in Höfen und Häusern Musik erklingen höre.

Wie stark die Bewohner des Kärntnerviertels, des alten und des neuen, um diese Zeit gewesen, mag man beiläufig daraus ersehen, dass die während der Türkenbelagerung in 8 Compagnien abgetheilte Bürgerschaft aus diesem Stadttheile einen Zuzug von 435 Mann, und zwar aus dem alten Kärntnerviertel 272 Mann, aus dem neuen 163 Mann erhielt.

Ueberdies mussten die Handelsdiener tüchtig an den Schanzen vor dem Karnerthor arbeiten, wo schon am 10. Juli die Häuser und Gärten bis an das Stubenthor hin waren abgebrochen worden.

Beim Karnerthor waren, die härtesten Tage über, die Studenten aufgestellt, eine Compagnie, welche öfters Ausfälle machte und die Stadt mit guter Beute an Ochsen versah.

Es dürfte nebenbei nicht uninteressant sein, zu erfahren, welche Satzung für die Lebensmittel in wählender Belagerung „vom fürsorglichen Regiment“ im Einvernehmen mit den bürgerlichen Handelsleuten, Fleischhackern, Häringern und Kässtechern vereinbart worden.

Sie bestand in Nachfolgendem: Das Pfund Rindfleisch per 6 kr., Kalbfleisch 9 kr., Schweinsfleisch 8 kr., Kastrun oder Schöpsesfleisch 6 kr., ein Pfund Speck per 12—14 kr., ein Pfund Fleck (Kudelfleck) 4 kr., ein Pfund Leber 3 kr., Lumpel (Lunge) 3 kr., ein Baar Hiendel (Hühner) 24 kr., eine alte Henne 24 kr., ein Copauner 1 fl., ein Gans samt dem Bachen 54 kr., ein Enten 30 kr., ein Mass heuriger und alter Wein, der schlechtere per 3 kr., der mittlere per 6 kr., der beste aber von 8—10 kr., ein Laib Brod von 3 Pfund per 4 und 6 kr., ein Achtel Mundmehl per 24 kr., ein Achtel Semmelmehl per 18 kr., ein Achtel Pollmehl per 17 kr., ein Achtel Gries per 24 kr., Gersten 20 kr., Erbes (Erbsen) 16 kr., Linsen 15 kr., ein Pfund Schmalz 16 kr., frischer Butter 15 kr., Massl Salz 6 kr., gemeiner Käs per Pfund 4, 6—8 kr., ein Pfund Zwespen 4 kr., Gärne Kerzen 9 kr., baumwollene 10 kr., Metzen Haber 36 kr., Büschel Heu 6 kr., Bund Stroh 4 kr., Pfund Baumöl 18 kr., Pfund Reis 9 kr., Pfund Pfeffer 30 kr., Loth Muskatblüh 15 kr., Muskatnuss 9 kr., Nägel (Gewürznelken) 12 kr., Safran 48 kr., Capri 36 kr., Imber (Ingwer) 21 kr., Mandel (von besten) 36 kr., Parmesan-käs 36 kr., Holländer Käs 18 kr., durrer Stockfisch 11 kr., das Stückl aber von denen Häringern gewässert per

5 kr., und ein Schock Blateissel dürrer per 1 fl. 30 kr., eines aber von denen Häringern gewässert per 2—3 kr.

Wie sich die Bewohner und Besucher der Kärntnerstrasse in diese allgemeine ziemlich hohe Satzung fanden, so mussten sie auch all' das übrige Ungemach der Stadt in der Dauer der Belagerung durch den Erbfeind mit den Bewohnern der übrigen Stadttheile redlich theilen, die durch das lange Abgesperrtsein erzeugte Unreinlichkeit der Strasse, das Herumliegen der Kranken, das Durchschleppen der verwundeten Vertheidiger u. a. m. Grosse Aufläufe in der Kärntnerstrasse verzeichnet aus den Tagen der Belagerung die Chronik unter dem 14. Juli, als ein gewisser Zwayer aus Anlass des Brandes beim Schottenkloster seine Werthsachen auf einem Wagen gegen die Kärntnerstrasse salviren wollte und weil er auch in der Eile angezündete Scheiter Holz und „Raketenstecken“ und eine Rakete darauf hatte liegen lassen, vom Volk fast gelyncht worden wäre, und am selben Tage, „als plötzlich im Freiherrlich Auerspergischen Hause „gegen den Mazaggerhof“ (Matschakerhof) eine roth und weisse leinwandene Fahn an langer Stange sichtbar geworden und man nicht wusste, wer es gethan, obschon der „gemeine Mann“ den Argwohn auf den Hausmeister ergehen liess!“

Als endlich der Ansturm der Moslim, wie bekannt, durch den Lothringer und Sobieski in Verbindung mit den ruhmvollen Vertheidigern von Wien, mit Starhemberg und Kollonitsch, glücklich abgewendet worden, und als das solenne Dankfest am 14. September im Dom zu St. Stephan stattfand, da zogen die Niederläger durch

die Kärntnerstrasse nach dem Stock im Eisen, um hier sich an die übrige paradirende und spalierbildende Bürgerschaft anzuschliessen, durch die hindurch Kaiser Leopold I. aus der Burg in die Kathedrale fuhr, dem Herrn der Heerschaaren für die glückliche Befreiung zu danken!

Unter den Helden, wie sie Wien in den angst- und kummervollen Tagen der Belagerung in jedem Berufe innerhalb seiner Mauern hatte wirken gesehen, wirken gesehen mit all' der Hingebung und dem Opfermuth als echte Christen, befand sich auch ein ganz hervorragender Cavalier aus dem Lande Kärnten, der Sprosse eines der edelsten und berühmtesten Geschlechter des Landes, ein Freiherr von Goëss. Ein hoher kirchlicher Würdenträger, er war Bischof von Gurk, später Cardinal, hat Freiherr von Goëss inmitten der belagerten Reichshaupt- und Residenzstadt Wien sich unermüdlich in Werken der Barmherzigkeit und der christlichen Nächstenliebe bethätigt. Wir glauben diese Zeilen, die uns ja „in's Kärnten“ hinüber leiten sollen, nicht würdiger schliessen zu können, als dass wir die schönen Worte hier anfügen, mit denen Cardinal Bischof Goëss von Wiens grösstem Volksdichter, von J. N. Vogl, gefeiert wurde.

Das Gedicht lautet:

Die edlen Grafen von Goëss.

„Was ist doch für ein Treiben zu Wien auf Thurm und Wall?
Wie blitzt es dort von Waffen, wie donnert's Knall auf Knall?
Das sind die tapfern Wiener, beseelt von Treu und Muth,
Die also kühn noch trotzen der Moslims grimmer Brut.“

Wohl treibt der Mustaph' Aga, von blut'ger Gier gefacht,
 Sein feiles Heer zum Sturme hinan in jeder Nacht.
 Wohl schmettert er die Bombe, wohl stürmt's der Hölle gleich;
 Doch schallt's nach jedem Sturme hinab: „Hoch Oesterreich!“
 Nicht also ist's im Innern der hartbedrängten Stadt,
 Da würgt die grimme Seuche und würgt sich nimmer satt;
 Verödet steh'n die Gassen, versperrt ist jedes Thor,
 Nur hie und da noch blicket ein bleich' Gespenst hervor.
 Auf Markt und Platz und Strassen liegt hilflos hingestreckt
 Ein ganzes Heer von Siechen, die Glieder kaum bedeckt;
 Da schallt nur banges Wimmern, da stöhnt nur tiefe Qual,
 Dazu heult Schmerz und Hunger den grässlichsten Choral.
 Nicht lang, so greift Verzweiflung mit ihren Tigerklau'n
 In's Herz der Hilfelosen, die keinen Retter schau'n;
 Denn jeder ist der Nächste sich selbst in dieser Stund',
 Nicht kümmert ihn der Bruder, der draussen todeswund.
 Da hilft nicht Fleh'n und Rasen, da hilft nur noch der Tod;
 Erkrankt liegt selbst, o Trauer! der Starhemberg im Schloss,
 Und all' die Andern flüchten vorbei dem siechen Tross;
 Doch sieh! mit einem Male, wer naht der bleichen Schaar,
 Das Aug' durchflammt von Gluthen, im wallenden Talar?
 Sagt, ist's ein Engel, welchen der Himmel hat gesandt,
 Weil sich der Mensch vom Menschen so treulos abgewandt?
 Es ist ein greiser Priester, von Schnee umflockt das Haupt,
 Dem nicht die Himmelsperle: das Mitleid ward geraubt;
 Es ist von Gurk der Bischof, dess Herz nur glüht für's Recht;
 Von Goëss nennt schon manches Jahrhundert sein Geschlecht,
 Der naht mit seinen Dienern in edelmüth'ger Hast;
 Den Heiland selbst zu schauen vermeint ein Jeder fast;
 Denn liebeich, so wie dieser, reicht selbst des Milden Hand
 Dem Hungrigen die Labe, dem Nackten ein Gewand.
 Der lässt die Dürft'gen bringen sogleich in sich're Huth
 Und richtet den Verzagten auf's Neu' empor den Muth;
 Der nimmt, ein zweiter Vater, die Waisen in sein Haus
 Und theilt den letzten Pfennig für die Verarmten aus.
 Im Spital selber wachet der Edle Tag und Nacht,

So wie ein Spittelmeister noch niemals dort gewacht,
Und pflegt die Siechen alle, wie gross auch die Gefahr,
Und reicht die letzte Zehrung den Sterbenden noch dar.
So wird er nimmer müde in seinem edlen Thun,
Wie er auch schwach an Kräften, so mag er doch nicht ruh'n.
Es ist, als stünd' der Himmel dem Bischof selber bei,
Dass er ein glorreich Muster der Menschenwürde sei.
Wohl hundertfält'ger Segen begleitet seinen Pfad
Und Dankeszähren fliessen, wo er nur immer naht;
Doch rasch entweicht er immer, sobald sein Werk vollbracht,
So birgt sich hinter Wolken ein Stern in dunkler Nacht.
Horch auf! da schallt's von Jubel, roth flammt's vom Kahlenberg,
Die Retter sind gekommen, nun flieh, du Türkenscherg!
Auf's Neu' ist jetzt erschlossen Jedem das Herz der Lust
Und wieder drückt der Bruder den Bruder an die Brust
Wohl flieht vor'm Dank der Menge der Bischof wie vorher,
Doch bleibt sein edles Wirken verborgen nimmermehr,
Schon war's dem Papst verkündet im Flug', was er gethan,
Und Innocenz will lohnen, wie er's vermag und kann;
Den Cardinalshut sendet er ihm darum nach Wien.
Wohl dünkt es dem Bescheid'nen zu viel in seinem Sinn;
Allein der Kaiser selber spricht da: „Was ihr gethan,
Das lohnet keine Würde, d'rum nehmt den Hut nur an.
Ihr seid ein Schmuck der Edlen, wie's selten einer war
Und Eurer That gedenken werd' ich für immerdar;
Wer sich nach Euch benennet, der steh' an meinem
Thron,
Und dies, um mich zu ehren, nicht aber Euch zum Lohn“.
So Kaiser Leopoldus zum edlen Bischof sprach,
Und was er dem verheissen, geschah auch wohl darnach!
Noch schwanden nicht zehn Jahre, so schmückte dies Geschlecht
Auch schon die Grafenkrone nach wohlverdientem Recht;
Und jetzt noch nah' dem Throne, den Gottes Huld umweht,
Ein Enkel jenes Bischof als feste Säule steht:
Herr Peter Graf von Goëss (ein Nam' von gutem Klang),
Den nebst der Marschallswürde noch ziert manch' hoher Rang,

Der nicht allein des Adels im Wappen sich bewusst,
 Der einen höhern Adel noch trägt in seiner Brust,
 Der an Vasallentreue und wahrer Frömmigkeit
 Als schönes Vorbild leuchtet, als Stern in uns'rer Zeit;
 Der mild, gleich jenem Edlen, und hilfreich ist wie er,
 Und dem für Land und Kaiser kein Opfer ward zu schwer.
 So blüht in Kraft und Frische das hohe Grafenhaus
 Und breitet manch' Jahrhundert noch seine Zweige aus.

Heute steht, gleichfalls ein Engel an Milde, die
 sich nach dem vielberühmten Namen nennt, zu Seiten
 „der Anmuth auf dem Throne“, Ihre Excellenz Marie
 Gräfin Goës, geb. Gräfin Welsersheimb, in der
 Würde einer Oberhofmeisterin Ihrer k. u. k. Apostolischen
 Majestät unserer allergnädigsten Kaiserin und Königin
 Elisabeth!

Kärnten im Liede.

Das liederreiche Kärnten, dessen so gemüthvolle und zugleich so lebensfrohe und lebensfreudige Volksweisen den unzähligen Freunden Kärntens unser liebwürther Studiengenosse P o g a t s c h n i g g im Vereine mit H e r m a n n zu einem mächtigen, farbenreichen und frischen, erfrischenden Kranze gewunden, das liederreiche Kärnten, das Meister Herbek und Tom Koschat auf Flügeln des Gesanges in die ganze Welt hinausgetragen, es lebt als Person, im Liede selbst gefeiert, „Carinthia“, „die Hohe“, „die Herrliche“, sie lebt in der deutschen Dichtung als Personification all' der Vorzüge und Schönheiten an Land und Leuten fort auf immerdar gelobt und gepriesen!

Und die eigenen Söhne sind es nicht allein, die, zur Leier greifend, Lob und Preis anstimmten zur Ehre und Verherrlichung der Heimat, auch Fremde griffen nicht selten in die Saiten und sangen zu Kärntens Ruhm ihre Hymnen.

H e r d e r ist es in erster Reihe, der in seinen „Stimmen der Völker“ die uralte Sitte der Belehnung der Kärntner Herzoge durch den Bauer auf der Karnburg und des Eidschwurs des neuen Landesfürsten an

die Landschaft auf dem Fürstenstuhl im Zollfelde im Liede verherrlicht hat.

Herder's Fassung dieser ureigenthümlichen Huldigung, die auch Anastasius Grün im „Pfaffen vom Kahlenberg“ poetisch geschildert hat

„Der Fürstenstein in Kärnten“

beginnt mit des Bauers Frage :

Wer ist jener, der in hohen Ehren
Pranget hier mit Fahnen und Panieren?
Zwar sein Kleid ist arm und Hut und Schuhe,
Und ein Hirtenstab in seinen Händen,
Und da vor ihm wird ein dürres Pflugpferd
Und ein schwarzes, mageres Rind getrieben.
Aber hinter ihm, welch' ein Gefolge
Glänzender mit Helmen, hohen Büschen
Und mit Harnisch, Schwertern, raschen Rossen,
Die die Erde stampfen und verachten,
Sich im Golde brüsten.

Landesbote:

Alter Vater,
Sieh', hier kommt der neue Fürst des Landes.

Bauer:

Fürst des Landes? Ich bin Fürst des Steines,
Der mir hier auf meinem Acker lieget,
Vater meines Hauses, meiner Kinder,
Fürst des Brods, durch meinen Fleiss erworben —
Ist er Landesvater? Ein gerechter
Richter und Beförderer der Wohlfahrt
Und der Freiheit seiner Kinder? Ist er
Schirmer seines Glaubens und der Wittwen
Und der Waisen Vater?

Landesbote

Er wird's werden!

Bauer:

Und hat er dazu auch Muth und Tugend?
Um der Wohlfahrt seiner Kinder willen
Arm zu bleiben, wie er jetzt da gehet?
Um des Rechtes seiner Kinder willen
Arm zu werden, dass vom dürren Pflugpferd
Und vom schwarzen Rind' er müsse leben
Und vergnügt sein?

Landesbote:

Amen! er wird's werden!

Bauer

Nun, so zeig' er seines Rechtes erste
Probe, wie er diesen Stein gewinne,
Der nun mein ist.

Fürst:

Sechzig Pfennig Silber

Sollen dein sein und die beiden Thiere
Und mein Kleid, mein Hut und meine Schuhe
Und dein Haus und dein Acker sollen frei sein.

Bauer:

Wohl, so geb' ich dir den Stein zum Richtstuhl
Und zum Fürstensitz. Und sei ein rechter
Richter, neuer Fürst, der nur mit Güte,
Nicht mit Trutz gewinnt, was ihm noth ist.

Landesbote:

Landesfürst, nun steig' auf deinen Richtstuhl,
Zeuch dein Schwert und schwing' nach Nord und Süden,
Ost und Westen, dass du deiner Kinder,
Die rings um dich stehen und ringsum wohnen,

Schutz und Pfleger, deines Glaubens Schirmer,
 Vater aller Wittwen, aller Waisen,
 Wenn von Ost und West und Nord und Süden
 Sie dir schreien, unermüdet sein willst,
 Thu's und schwör.

Fürst:

Ich schwöre unter'm freien
 Himmel, schwinge dies mein Schwert gen Osten
 Und gen West und Nord und Süden ringsum,
 Meiner Kinder Vater, Schutz und Pfleger,
 Schirmer meines Glaubens, aller Wittwen,
 Aller Waisen, wenn von allen Seiten
 Sie mir schreien, Fels und Fürst zu werden:
 Das so wahr, als mir von allen Seiten
 Hilfe Gottes komme!

Das Volk:

Amen, Vater!

Und greifen wir noch zeitlich zurück auf jene
 Tage, da Kärntens Volk und Fürst noch Heiden waren,
 Heidenslaven, so erzählt uns die Chronik von Inguo,
 Carantaniens Fürsten, dass er seine Edlen bei einem
 Mahle zu Christen gemacht. Der lebenswürdige Dichter-
 jubilar in der benachbarten Steiermark, Carl Gottfried
 Ritter von Leitner, hat diese That in dithyrambischer
 Weise besungen als „Herzog Inguo's Mahl“.

Der Herzog ladet alle seine Getreuen zum Mahl

-- — — — — in eines Monden Frist
 Was rund im Lande hauset, sei's Heide oder Christ.

Und nach den dreissig Tagen, da kommen mit grosser Pracht
 Viel Edle zugefahren in schimmernder Panzertracht,
 Da schleicht durch das Burgthor, verblüfft ob solchem Schein,
 Im grauen wollenen Wamse manch' schüchtern Bäuerlein.

Herzog Inguo kommt herbei:

Er schreitet an die Tafel, er setzt sich oben an,
Da drängen stolzen Schrittes die Ritter sich heran,
Da schleichen still die Bauern in's Vorgemach davon,
Dort stehen Bänke von Fichten und schlecht Geschirr von Thon.

„Nicht also, ihr Getreuen“ — ruft der Herr Inguo,
„Heran zu den Goldgefässen und seid des Mahles froh,
Ihr Ritter aber, von hinnen. — Euch werfe ausser dem Thor
Den Abfall unserer Teller mein Rüdenbube vor!“

Da fahren von den Sitzen die stolzen Ritter all'
Die umgeworf'nen Stühle ertosen laut im Fall:
„Wir tragen edle Wappen, bedeckt mit Helm und Kron'
Und sprichst vor Leibeseig'nen uns also schmäählich Hohn.“

Da krümmt finster die Brauen Herr Inguo und spricht:
„So reine Kelche ziemen unreinen Gästen nicht.“

Des wundern sich die Ritter, sie sehen keinen
Schmutz an ihren Kleidern und erzählen dem Herzog,
wie sie sich gereinigt, der im Walde vom schwarzen
Wildschweinblut mit klarer Fluth, jener „zu Bade bei
Velden an dem See.“

Darauf der Herzog:

„Wohl habt ihr bass gereinigt die Leiber und das Kleid,
Doch eure armen Seelen, vom blinden Wahn bedeckt,
Wie sind die noch gar hässlich vom Heidenthume befleckt.

Wohlauf, wohlan, ihr Bauern, von solchem Unflath rein,
Ihr sollt an meiner Tafel dafür zu Gaste sein.“
Die Ritter hörten traurig des kühnen Herzogs Wort,
Sie furchten düster die Stirnen und schritten murrend fort.

„Und geht euch das zu Herzen? da wüsst' ich guten Rath“,
Und rauschend sich auseinander die Wandspaliere that;
Da sahen hindurch die Ritter, sie sahen tief hinein
In ihres Herzogs Kapelle mit hohen Bogen aus Stein.

Die Kerzen am Hochaltare, die brannten lichterloh,
Es stand davor von Salzburg der Bischof Arenö,
Die Inful hoch und spitzig aus Goldstoff und Gestein,
Den Mantel aus bläulichem Purpur, den Stab aus Elfenbein.

Ihm kniete zur Seit' im Chorhemd ein dienender Junggesell,
Der hielt ein silbern Becken, d'rin schwankte ein lichter Quell.
Da sprach der fromme Bischof zur stolzen Ritterschaft:
„Da mögt ihr all' euch reinen, die Fluth hat hohe Kraft.“

Den Rittern gefiel der hehre, weissbartige schöne Greis
Im wallenden Purpurgewande, im flammenden Lichterkreis;
Sie regten sich durcheinander, sie flüsterten Paar und Paar
Und neigten gläubig die Häupter und knieten zum Altar.

Der Taufe allda man pflegte bis in die dunkle Nacht,
Hei! was da gute Christen der Bischof hat gemacht!
Hei! was dann ward gezechet zu Hof' im weiten Saal. —
Das ist die alte Mähre von Herzog Inguo's Mahl.

In der Geschichtschronik des Landes Kärnten fortschreitend, finden wir im Liede verherrlicht den Herzog Bernhard von Kärnten durch Hallenstein, den Schmied von Obdach von Julius von der Traun, die Dietrichsteine und die Khevenhüller und die Grafen Goës und andere Edle und Helden aus Kärntens Gauen.

Und das tapfere Volk der Kärntner, in allen Schlachten voran, in Türken- und Franzosenkriegen und bis auf die jüngsten Kriege her, es ist oft und oft

im Liede gefeiert worden, am schönsten wohl im Liede des Volkes selbst!

Was aber dem Kärtn er, als getreuem Sohne der Alpen, das Liebste, das Theuerste, ist eine Alpenfahrt, sein ritterlicher Kaiser Franz Josef und die unerschrockene, schöne Kaiserin Elisabeth, sie haben des Volkes Herz erfreut, beglückt durch eine Alpenfahrt, die die Majestäten, ewig denkwürdig, im September 1856 unternahmen. Die Fahrt galt keinem Geringeren, als dem auch im Liede vielgefeierten Grossglockner und des Volkes treuer Dolmetsch Rudolf Waizer hat „des Kaisers Alpenfahrt“ in schlicht biederer Sprache in Verse und Reime gebracht.

Uns're Kaiserin zu Pferde
Ist so fröhlich, so vergnügt,
Sie bewundert Gottes Erde,
Die sie wunderreich erblickt.
Einen Alpenstock zur Stütze,
Schon erprobt zu solchem Gang,
Zieht der Kaiser an der Spitze
Froh den Bergespfad entlang.

— — — — —

Und mit klarem Blicke schauet
Er in's kleine Alpenland,
Wie es da liegt, gut bebauet,
Von den Bergen rings umspannt!
In dem Thale tief da drunten
Wohnt ein Volk, treu Oest'reich's Thron.

Und wie Kärntens Alpenblüthen
Still verbreiten ihren Hauch,
So wohnt in des Volkes Mitten
Auch ein fester alter Brauch:

Still zu tragen „Treu“ und „Liebe“
In der Brust für's Herrscherhaus.
Diese edlen Flammentriebe
Löschen nie im Herzen aus.

Seine Gletscher hegt ebenso lieb und treu im Herzen der echte und rechte Kärntner Sohn und allen voran den Glockner, und hochpoetisch und ebenso naturwahr lässt der tiefstinnigliche heimatliche Sänger Ernst Rauscher sein herrliches Gedicht vom „Jörg“, dem die „Löwin“ die „kalten Pranken wild und blitzschnell in's Genick schlägt“, in die wunderschönen Worte ausklingen:

Er sinkt dahin, des Glockners Bild
Noch im erlosch'nen Blick!

Die „Löwin“! Ein anderer heimatlicher Dichter Kärntens, selbst „nach Aussen gussfest und nach Innen“ wie er sich schon von Jugend an Deutschland als Ideal gestellt, Fercher von Steinwand hat sie in ihrem ganzen vollen Wesen erfasst, in ihrem verheerenden Schrecken, den sie auch in seiner Alpenheimat über Land und Leute bringt.

Er hat das grausig-schöne Naturschauspiel vor die entsetzten Sinne eines Concertpublicums gezaubert, das in der heiteren Murstadt Graz im edlen Drange des Wohlthuns zum Besten der unglücklichen Einwohner der kärntischen Stadt Bleiberg versammelt war und mit angehaltenem Athem seinen Worten lauschte:

Er schildert die Lawine:

Es sehnte sich der stolze Gipfelriese,
Um den der Winter seine Schienen wand,
Nach Lenz, nach Freiheit, nach dem Schmuck der Wiese,

Er schüttelt mit geheimnissvoller Hand
Von sich des Firnes klirrende Gewänder;
Denn er auch liebt des Lebens höchstes Pfand
Und sprengte dafür gigantisch Band und Bänder.

Entrollend wachsen ungeheure Ballen,
Um, wie die Männer aus der Drachensaat,
In grimmer Selbstzerstörung zu zerprallen.
Die Trümmerwolke stürzt von Grat zu Grat,
Die Trümmerschlacht vollzieht sich in den Lüften,
Der wilde Reigen der Vernichtungsthat
Verschwindet tosend in des Thales Klüften.

Mit Grausen siehst du das Gebiet verwandelt,
Du fühlst, dass aller Drang in der Natur,
Wie jede Leidenschaft mit Selbstsucht handelt.
Wohin der Schneestrahle der Lawine fuhr
Im Flor des Sturmes seinen Hag durchjagend —
Wo siehst und sonderst du noch Stadt und Flur;
Du stehst verwirrt, entsetzt und weheklagend!

Ein anderes Bild!

Der zartbesaitete Friedrich Marx, er besingt
Kärnten, das Heimatland, und ruft von ihm es
hinaus in alle Welt:

Wie lachst du uns in's tiefste Herz hinein,
O Land voll Saaten grün und Sonnenschein,
Wo rings von Stadt und Dorf, von Berg und Thal,
Das Leben braust im jubelnden Choral;
Im Hochgebirg des Jägers Büchschenschuss,
Der wieder donnert von der Felsenrunde,
Die Gamsenflucht — der Herden Glockengruss,
Ein munt'res Lied dort von der Sennin Munde;
Des Adlers Schrei ob düst'rer Waldesnacht,
Worin, vom Blei getroffen und zersplittert,
Die hundertjäh'rige Fichte niederkracht,

Dass scheu das Reh entflieht, der Fels erzittert;
Wo durch der Riese kühn geschwung'nen Bau
Das Holz zu Thal nun dröhnend kommt geflogen,
Bis es, zum Floss verbunden, in der Au
Der Strom entführt auf seinen grünen Wogen,
Im Tobel, wo uns Waldesduft umhaucht,
Die Säge knirscht, der Kohlenmeiler raucht,
Wo Schacht und Stollen sich der Knappe zimmert,
Bis seinem Grubenlämpchen im Gestein
Des norischen Eisens reiche Stufe schimmert,
Die bald von Flammen wird umlodert sein:
Allüberall siehst du ein Volk geschäftig,
Durch Sang und Frohsinn würzend seinen Fleiss,
Das gleich den Tannen unbeugsam und kräftig
Zum Reiche steht, sein Recht zu schützen weiss;
Nach seines Heimatsdorfes Thürmchen traut
Als seines Lebens festem Anker schaut,
Dem nicht vor Kampf und Tod in Schlachten heiss,
Vor Trennung nur von seinen Bergen graut.
Der Alpenduft, der uns so wohl gethan
Auf thauigem Hang in gold'ner Morgenstunde,
Er weht uns aus dem Kärntnerliede an,
Wie Kuss und Hauch von der Geliebten Munde;
Aus seinen Kindesaugen gross und mild
Da lacht treuherzig uns der Heimat Bild.
Erstehst uns du im grünen Prachtgewand
Mit deiner Seen funkelndem Geschmeide,
So traut im Glück und theurer noch im Leide,
Du ewig junges, schönes Kärntnerland!

Des Kärntners ganze Heimatliebe zum ewig jungen,
schönen Kärntnerlande spricht aber, in wenig Worte
gefasst, aus dem weithin bekannten und vielbesungenen:
„Des Kärntners Vaterland“ von Ritter von Gallen-
stein, das, zu Anfang der Dreissigerjahre entstanden

und in Musik gesetzt, alsbald ob seiner kräftigen und volksthümlichen Weise die grösste Beliebtheit allenthalben errang und zum wahrsten Nationalliede der Kärntner wurde, unter dessen Klängen das berühmte kärntische k. k. Infanterie-Regiment Nr. 7 mehr als einmal in die Schlacht rückte.

Wir können nicht würdiger Kärntens Lob im Liede schliessen, als mit der Wiedergabe dieses Nationalliedes.

Des Kärntners Vaterland.

Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt,
Des Glockners Eisgefülle glänzt,
Wo aus dem Kranz, den er umschliesst,
Der Leiter reine Quelle fliesst —
Lauttosend längs der Berge Rand —
Beginnt mein theures Vaterland.

Wo durch der Matten herrlich Grün
Des Dravestromes Fluthen zieh'n,
Vom Eisenhut, wo schneebedeckt
Sich Nordgau's Alpenkette streckt
Bis zur Karvanken Felsenwand,
Dehnt sich mein theures Vaterland!

Dort, wo von Alpenluft umweht,
Pomona's schönster Tempel steht,
Wo durch die Ufer, reich umblüht,
Der Lavant Welle rauschend zieht,
Im grünen Kleid ein Silberband —
Dort schliesst mein lieblich Vaterland.

Josef II. Schwester in Klagenfurt.

Motto: „M a r i a n n e engelreich

Sie kömmt mit reicher Hand

Im Herzen doppelt reich

Ein Hort dem Alpenland.“

Mathilde Gräfin Revertera.

Wie aus den Tagesblättern bekannt wurde, hat das Elisabethiner-Kloster in Klagenfurt Sr. kais. und königl. Hoheit dem durchl. Kronprinzen Erzherzog Rudolf als Festgabe zu Höchstseiner Vermählung die Vermählungsringe weil. Ihrer Majestäten Maria Theresia und Franz I. dargebracht, welche historisch denkwürdigen Trauringe das genannte Kloster von der Tochter derselben, der Erzherzogin Maria Anna erbte, als dieselbe 1789 in Klagenfurt verstarb, wohin sich die edle Prinzessin nach dem Hinscheiden Maria Theresia's zurückgezogen hatte.

Maria Anna, die geistvolle Schwester Josef II., nimmt in der Familiengeschichte des erlauchten Hauses Habsburg-Lothringen eine hervorragende Rolle ein, denn sie war nicht nur eine eifrige Förderin von Künsten und Wissenschaften — wie Baron Teuffenbach in seinem „Vaterländischen Ehrenbuch“ so schön sagt — sondern mit grossen Erfolgen selbst ausübende Künstlerin.

Als Zeichnerin, Aquarellmalerin, Kupferstecherin erlangte die Erzherzogin einen weit über die Hofkreise hinausreichenden vortheilhaften Ruf, und Dr. Heinrich Kábdabo, weil. der eifrige und umsichtige Herausgeber der „Allgemeinen Kunstchronik“, hat über ihr Wirken als Künstlerin in den von Sectionschef Baron Falke so ausgezeichnet redigirten „Dioscuren“ in fachmännisch gebildeter Weise geurtheilt.

Erzherzogin Maria Anna eröffnete die Reihe der „Ehrenmitglieder“ der Wiener k. k. Akademie der bildenden Künste (1767) und trat auch als Schriftstellerin auf kunsthistorischem Gebiete auf, indem sie (1782) ein Werk über „Schau- und Denkmünzen“ veröffentlichte *).

Ueber die äusseren Lebensschicksale der Erzherzogin geben uns die von dem berühmten Erforscher der Maria-Theresianischen und Josefinischen Zeit, Sr. Exc. Geheimerath Ritter v. Arneth herausgegebenen Briefwechsel Maria Theresia's mit ihren Söhnen Josef und Leopold und dieser beiden untereinander vielfach die interressantesten Aufschlüsse.

Marianne war, bevor sie nach Klagenfurt zu den Elisabethinerinnen ging, Aebtissin in Prag.

Schon 1765 war davon die „Handlung“, denn Josef schrieb unter diesem Jahre an Leopold, dass es der Schwester Marianne wegen noch unbestimmt sei, ob sie nach Prag gehen werde oder nicht, das hänge von ihrem Willen ab.

*) Lützow's Prachtwerk „Geschichte der Akademie der bildenden Künste“, Wien 1877, pag. 23. 39.

Im selben Jahre aber machte sie eine Reise mit der Kaiserin nach Kärnten und sah Klagenfurt und das Elisabethiner-Kloster daselbst, das ihr so gefiel, dass sie schon jetzt beschloss, sich einmal hieher zurückzuziehen.

Im Jahre 1775 schreibt Josef an Leopold, ddto. Klagenfurt, 29. Juni: „J'ai vu la maison de ma soeur Marianne, qui, comme le projet, n'a pas le sens commun“.

Ihr besonders zurückgezogener Sinn zeigte sich auch, als der Bruder Ferdinand mit seiner Gemalin aus Italien (1775) zu Besuch in Wien waren; während die Schwester Elisabeth immer um die Gäste sich befand, hielt sich Marianne abseits (*pour ma soeur Marianne — schreibt Josef an Leopold — elle s'en tient à l'écart*).

Während der Krankheit Maria Theresia's pflegte aber die liebende Tochter ihre erlauchte Mutter mit aller Aufopferung ihres Wesens, und als die unvergessliche Kaiserin-Königin starb, da führte Marianne ihren lang gehegten Plan sofort aus und zog sich in das neben dem Elisabethiner-Kloster in Klagenfurt eigens für sie hergerichtete Haus zurück, um sich hier im Vereine mit den frommen Ordensschwestern ganz der christlichen Nächstenliebe zu widmen.

Ihr allein dem Besten der Mitmenschen fortan geweihtes Leben, das sich nur aus Werken der Barmherzigkeit zusammensetzte und sie zur Wohlthäterin nicht nur des unter ihrer Aegide aufstrebenden Klosters, sondern der ganzen Stadt machte, begeisterte eine unserer landsmännischen Dichterinnen, die treffliche Mathilde Gräfin Reverte, zu einem ebenso warm empfundenen, als formschönen längeren Gedichte, „Ein Fürsten-

bild“ betitelt, das wir in Teuffenbach's „Vaterländischem Ehrenbuche“ finden, und dem wir das Motto zu diesen Zeilen entlehnt haben.

Unterm 3. Jänner 1781 meldete schon Josef seinem Bruder Leopold, dass beide Schwestern, Marianne und Elisabeth, sich entschlossen haben, den Hof zu verlassen und dass erstere nach Klagenfurt, letztere nach Innsbruck gehe.

Am 28. März d. J. schreibt er ihm, dass die Abreise der Marianne am 23. April erfolgen werde, und in der That reiste die Erzherzogin an dem genannten Tage um 6¹/₂ Uhr Früh nach Klagenfurt ab.

Und am 30. April hatte er schon Nachricht von der Schwester aus dem neuen Aufenthaltsorte und kann dem Bruder berichten: *De la Marianne les nouvelles sont bonnes, elle m'écrit, d'être même content de la maison et jardin.*

Also Haus und Garten in Klagenfurt hatten den Beifall der Erzherzogin.

Am 18. Mai desselben Jahres versichert Josef den Bruder abermals, dass die Schwester mit ihrem neuen Aufenthalte zufrieden zu sein scheint, desgleichen Elisabeth in Innsbruck.

Im nächsten Jahre, 1782, verliess Marianne ihr stilles Heim in Klagenfurt, um nach Laibach dem hl. Vater entgegenzufahren, als sich der Papst zu der vielbeschriebenen Entrevue mit Josef nach Wien begab. Josef schreibt nämlich an Leopold (18. März 1782): „Adieu, je ne sais encore si je serai en état d'aller jusque a Neustadt à sa rencontre (— er ging aber

dann doch dem hl. Vater bis Neustadt entgegen —) il arrive vendredi le 22. ici; la Marianne est allée voir à Laibach. Adieu . . .“

Das Jahr 1783 brachte der Erzherzogin eine schwere Krankheit — wahrscheinlich ein hitziges Fieber; denn Josef theilt dem Bruder Leopold unterm 20. Jänner 1783 mit: Ma soeur Marianne est entièrement remise d'une violente attaque qu'elle a eue. Trois saignées faites en vingt-quatre heures l'ont tirée d'affaire. Der Anfall muss schon ein bedeutender gewesen sein, wenn die Aerzte (die es in jener Zeit freilich wohl gerne thaten) in 24 Stunden drei Aderlässe vornahmen. Die Cur half momentan, legte aber wahrscheinlich den Grund zu dem frühzeitigen Tode der Erzherzogin, die schon 6 Jahre nachher verstarb.

Im Jahre 1786 fühlte Marianne das Bedürfniss einer Zusammenkunft mit ihrer geliebten Schwester Marie Christine, der Gemalin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen.

Als dieser Anfangs März nach Böhmen ging, sein Regiment und die neuen böhmischen Festungswerke zu besichtigen, hatten die beiden Schwestern ein Rendezvous in Bruck an der Mur.

Josef schreibt diesbezüglich an Leopold (2. März 1786): Le prince Albert est parti pour dix jours en Bohème où il verra son régiment et les nouvelles forteresses. Cela est un veuvage pour ma soeur, auquel depuis la guerre elle n'en avait pas éprouvé un pareil. Dimanche elle part pour Bröck où se rendra

également la Marianne et elles passeront deux jour ensemble.

Diese zwei Tage des Zusammenseins der beiden Schwestern — welch' reicher Austausch von Ideen und Reflexionen mag da stattgefunden haben über all' die Ereignisse, die seit dem Tode der theuren Mutter eingetreten waren!

Im selben Jahre (1786) sah sie auch in Klagenfurt den nach Italien zurückkehrenden Bruder Ferdinand und dessen Gattin.

Als die Prinzessin Kunegunde von Sachsen, Aebtissin zu Essen und Thorn, dem Tode nahe war (1787, Jänner), da trug sich Josef mit der Absicht, an ihre Stelle eine der beiden Schwestern, Marianne oder Elisabeth, zu setzen.

Zwei Jahre später war Marianne selbst eine Leiche.

Im Herbste 1789 erkrankte Marianne, doch am 12. November meldet Josef seinem Bruder Leopold: Die Schwester Marianne, die Anlass zu Befürchtungen gab, befindet sich besser.

Leider war diese Besserung nur eine scheinbare. Denn schon nach wenigen Tagen muss er dem Bruder die Estaffette von ihrem Tode absenden, der am 19. November 1789 erfolgte.

Am 10. December kann er ihm auch schon das Testament mittheilen. Er schreibt: Dans ce moment je reçois ces rapports des Pays-Bas, que je vous envoie, aussi désagréables qu'ils sont, de même que la copie du testament et des codicilles de notre soeur Marianne; vous y verrez quelle ne

rend pas ses héritiers bien riches, par les charges quelle leur impose.

Der Tod Mariannen's ergriff ihre nur zu bald und auf die denkbarst schreckliche Weise ihr in's Jenseits gefolgte königliche Schwester an der Seine, die unglückliche Marie Antoinette auf das Tiefste.

Wir finden einen Brief Marie Antoinetten's an den Grafen Mercy, worin die Königin ihm aufträgt, der Gräfin Enzenberg, der Gemalin des Obersthofmeisters ihrer verstorbenen Schwester Marianne, den ganz besonderen Dank zu sagen dafür, dass die Gräfin ihr, der Königin, mit solcher „Exactitude“ die Nachricht von dem Verlaufe der Krankheit ihrer armen Schwester bis zu deren Ende gegeben habe.

Von der tiefsten Trauer waren aber auch, wie leicht begreiflich, die Bewohner Klagenfurt's, wo der „Engel der Barmherzigkeit“ gelebt und gewirkt, waren die frommen Schwestern des Elisabethiner-Klosters erfüllt, an deren Seite die Erzherzogin als vollendetes coeur d'ange gewirkt!

Der „österreichische Körner“ am Wörthersee.

Auf dem Ortsfriedhofe zu A d e l s b e r g in Krain liest man auf einem Grabsteine halbverwittert die Inschrift :

J o h a n n G e o r g F e l l i n g e r,

k. k. Oberlieutenant,

gefeierter Dichter,

Geb. zu Peggau in Steier den 3. Jänner 1781,

gest. zu Adelsberg den 27. November 1816.

In Peggau, dem Geburtsorte des „gefeierten Dichters“, erinnert an der Heerstrasse, an einen Garten mit gigantischem Felshintergrunde angelehnt, ein Denkmal, mitten in's Grüne hineingestellt, an den Eingebornen, der mit dem Schwerte und mit der Lyra gleich brav gekämpft.

Ja, mit der Lyra brav gekämpft hat F e l l i n g e r, dessen hoch patriotische Lieder nicht wenig zur Begeisterung in den innerösterreichischen Landen beigetragen, als es galt, den kecken Franzmann mit blutigem Haupte heimzusenden.

O, dass er selbst, der so mächtig sich darnach gesehnt, an den Entscheidungsschlachten Theil zu nehmen, daran verhindert sein musste, verhindert durch ein physisches Leiden, das er sich in früheren Schlachten geholt, dass er eben in dem hochgradigsten Begeisterungsturme nicht mitten unter Denen sein konnte, die er zu solch edler, echt vaterländischer Begeisterung durch seine herrlichen Lieder entflammt hatte!

Im Jahre 1808 war die Landwehr in der Steiermark, Dank der Energie des unvergesslichen „Prinzen Johann“ errichtet worden; „ein neuer Damm gegen die hereinbrechende Tyrannei der Franzosen“, „das erste herrliche Abbild jener späteren Zeit, in der Deutschlands kräftige Jugend zum Befreiungswerke eilte, um das schmäbliche Fremdlingsjoch ganz zu zerbrechen, erglänzte als verheissende Morgenröthe in Oesterreichs Gauen“. Viele aus dem Kerne und der Blüthe der Nation traten freiwillig in die Reihen der Landwehr; so auch J. G. Fellingner!*)

Mit der Landwehr rückte unser Dichter nach Italien. Die Geschichte dieses verhängnissvollen Feldzuges ist bekannt. In dem unglücklichen Treffen an der Piave, bei dem Rückzuge der italienischen Armee wurde Fellingner durch einen feindlichen Kolbenschlag niedergeworfen und gefangen nach Frankreich fortgeschleppt. Sein rechtes, schon früher krankes Auge erblindete durch jenen Schlag gänzlich. Nach dem Wiener Frieden kehrte er in seine Heimat zurück, trat als Lieutenant in ein k. k. Regiment (damals Hohenlohe-Bartenstein, dann König Wilhelm der Niederlande) und kam 1810 nach Klagenfurt in Garnison.

„Hier hat er — schreibt der pietätvolle Herausgeber seiner Gedichte**), J. G. Kumpf, — nach seiner eigenen Versicherung die schönste und genussreichste

*) Johann Georg Fellingner; in seinen Gedichten unterzeichnete er sich mit Vorliebe Johann G u s t a v Fellingner.

Anm. d. Verf.

**) Klagenfurt 1819, 2 Bände.

Epoche seines Lebens zugebracht, indem er einen Kreis von Freunden sich erwarb, die seinen Werth als Mensch und Dichter vollkommen schätzten, mit warmer Liebe an ihm hiengen und den Frohsinn, den sein reicher Geist stets zu verbreiten wusste, mit zarter Achtung und inniger Theilnahme vergalten. Nichts störte seine Zufriedenheit, als die heisse Sehnsucht, noch einmal in den Kampf für Freiheit und Recht zu ziehen und die frühere Schmach des Vaterlandes rächen zu helfen.“ So kam das Jahr 1813 heran und mit ihm jener heilige Kampf, doch konnten seine Oberen den feurigsten Wunsch seines Lebens nicht gewähren, da sie, unbefangener als der Dichter-Krieger selbst, das Hinderniss seiner geschwächten Sehkraft würdigten. Er musste zurückbleiben

In der trübsten Stimmung über seine unfreiwillige kriegerische Musse entstand das nachstehend mitgetheilte herrliche Poëm:

Der Abend am Werdersee bei Klagenfurt.

Dasselbe lautet im Wechsel der ungebundenen und gebundenen Rede also:

„Am Hügel sass ich auf weichem Moose und sah hinaus in die gekräuselten Wogen des murrenden Werdersees. Es schwieg die blühende Gegend um mich, längere Schatten flogen über die Haide, nur zuweilen stahl sich ein leiser Glockenton aus der fernen Stadt herüber und mahnte den Träumer zur Heimkehr.

Zeiten und Thaten gaukelten an mir vorüber;
Kärntens Grösse sah ich emporswellen und sinken,
königliche Gestalten schwebten im Abendgrau dahin,
wie die Geister Ossian's, und aus den Düften des Sees
formten sich die Riesenmassen der Vorzeit.

Des Lebens Bilder breiten sich aus,
Entfaltet lag das magische Gewimmel,
Ein neuer Erdball und ein neuer Himmel
Stieg langsam aus der dunklen Fluth heraus.

Auf hellem Wasserspiegel schwamm die Zeit
In losen, schnell sich wandelnden Gebilden,
Und leise klang es, wie Geräusch von Schilden,
Wie Harfenton, in banger Lieblichkeit.

Und rasch ergriff es mich mit süsser Macht,
In Träumen war das Dasein mir zerronnen,
Was ich dereinst gefühlt, gehofft, begonnen,
Verlor sich in der Täuschung Wundernacht.

Versunken im Gewirre der beschäftigten Phan-
tasie war ich hinweggeeilt aus der drückenden Wirk-
lichkeit, und die freien, unermesslichen Weiten der
Dichtung nahmen mich auf.

Losgerissen von allen Verhältnissen, ward ich mir
wiedergegeben, und tief athmend sog ich der Freude
reine Lust in mich. Wie lebendig ward es mir in diesem
Reiche der Ideale! Alles, was die Fabel je geboren,
schwebte, flatterte, stieg im wallenden Meer des Lichts:

Da schwinden und kommen
Sylphiden und Gnomen,
Da schäkern die Losen
Gefälligen Scherze

Auf nickenden Rosen;
Es wallen die Helden
Im schimmernden Erze
Durch staunende Welten
Zu Schlacht und zu Kampf;
Da knistern die Reste
Gestürzter Paläste
Im qualmenden Dampf.
In Felsen, in Klüften,
In Wellen, in Lüften,
Auf Blumen und Wipfeln,
Auf sonnigen Gipfeln,
Auf hallenden Triften,
In düsterer Halle,
Im mondlichen Strahle
Sind luftige Wesen,
Die alles durchfliegen,
Auf Halmen sich wiegen
Im flüchtigen Tanz;
Die lichten, die bösen,
Die stillen Dämonen
Die strafen und lohnen,
Sie streifen und weben
Durch's freundliche Leben
Den lockenden Glanz;
Sie zeigen in grauen,
Umnebelten Auen
Ein liebliches Ziel:
Wir stürmen und wagen
Das Ziel zu erjagen,
Wir können nicht rasten,
Und wollen nicht klagen;
Uns werden die Lasten
Der Erde nur Spiel.

Von seinen Hoffnungen, den schönen Kindern seiner Jugend umspielt, vergisst der Mensch der gähnenden Gegenwart und der verhüllten Zukunft, und kühner schwingt er sich hinaus über den mephitischen Dunstkreis der Gemeinheit, durchheilt die Sternenbahnen des Raumes und pflückt sich an Gräbern die reizendsten Blüthen zum Kranze des höheren Daseins.

Stolzer stand ich am Abhang und schaute stolzer in die schwarze Tiefe, welche das lockere Erdreich spottend vor meinem Fusse wegspielte. Ein Gedanke fasste mich, der Gedanke, mich da hineinzuworfen in den weiten Wasserschlund und dem Zufalle zu trotzen, der mich hiehergeführt. Näher trat ich an das Ufer; über mir segelten goldbesäumte Wolken, unter mir schwammen die Wolken vorüber; die blitzenden Lichter des Aethers flimmerten im Zenith und Nadir, und ich sah mich jetzt wie herausgerissen aus dem schweren Moder des Planeten, dahingeschleudert, gleichsam frei schwebend im unendlichen All:

Und sinnend hing mein Blick an jenen Tiefen,
Wo eine unbekannte Erde liegt,
Ich sah die Länder, die im Abgrund schliefen,
Wo sich der ungeheure Roche wiegt,
Ich las der Mutter Isis Hieroglyphen,
Die ewig mit Verwesung kämpft und siegt;
Die Wasser schwollen und die Dämme rissen,
Der wüste Grund trat aus den Finsternissen.

Wo Menschen hausten sah ich Fische schlagen,
Wo Fische schlugen hebt sich eine Stadt,
Die Felsen müssen Welschlands Früchte tragen,
Wo einst der Steuermann geankert hat.

Aus Wasserwirbeln sieht man Thürme ragen,
Und wo die Kähne tanzten, grünt die Saat;
Und wie die Raupe stets zum Tagesfalter,
So kehrt zur Kindheit auch das Weltenalter.

Ja, zerschellt erblickte mein forschender Geist
die morschen Dämme, hochbrausend die Wogen, eine
weite Wasserwüste die fruchtbaren Felder um Klagen-
furt, an den Bergen hinab wälzte sich der furchtbare
Strom, und ängstlich bargen die Bewohner der Haupt-
stadt sich in ihre erhöhten Mauern. Jahrhunderte
verrieselten wie leichte Tropfen vor den aufgeregten
Sinnen, Jahrhunderte verströmten, und ein neues Bette
umschlang den zürnenden Gott des Werder; — Men-
schen siedelten sich an in den vertrockneten Gründen,
Fluren keimten empor, Zinnen erhoben sich, Künste
blühten im neuen Kreise der Bürger, und — horch!
eine Nachtigall weint im Gebüsche; zerstoben ist der
umfassende Traum; neue Bilder drängen sich hervor,
neue Gefühle, neue Wünsche füllen das sehnende Herz.

Wo zieht ihr mich hin, lispelnde Töne?
Was regt ihr in mir so mächtig und laut?
Wo find' ich das Ziel, das ewige Schöne?
Es reißt mich dahin, wie den Jüngling zur Braut!
Soll ich hinab in die Fluthen,
Dämpfen die wüthenden Gluthen?
Soll ich hinauf in die lauen,
Lichtumflossenen Auen,
Wo der Gottheit Odem niederthaut?
Umsonst, umsonst! es starren die Flügel,
Schmerzende Wehmuth lähmet den Sinn,
Und am friedlichen Aschenhügel
Sinkt die ermüdete Psyche hin.

Unwillkürlich schliesset sich das wandernde Auge, eine stille Thräne fällt in die unzählbaren Tropfen des Sees und verliert sich in der Unendlichkeit ihr gleicher Wesen. Sie war doch so rein, diese Thräne, so wahr und warm! Warum musste sie sich verlieren in diesen Grössen, wo sie nichts ist und nichts wirkt? — Wie? Nichts wäre sie? — Nichts wirkte diese Einzelne? — Sie wird vielleicht das letzte Wasserkügelchen, welches zur Ueberfüllung gemangelt; dieses einzige noch, und die Myriaden erhalten eine andere Richtung, als sie ohne dasselbe gehabt haben würden.

So rinne denn, du liebe Thräne, rinne dahin; auch ich vergehe ja unter der unaussprechlichen Wesenreihe, und doch bin ich da, und doch werd' ich nützen!

Mir ist so wohl,
So wohl und weh!
Mich drängt ein leises Sehnen;
Der Mond erblinkt
Auf stillem See,
Er blinkt in meinen Thränen.

O kommt, o kommt,
Ihr Wesen all',
In diese Brust voll Sehnen!
Umsonst, es höhnt
Der Wiederhall
Die zarten, weichen Thränen.

Ich bin allein! — Wie ein bedeutungsloses Wesen steh' ich hier auf dem weiten Gefilde der lebenleeren Mitternacht; kein Geschöpf an meiner Seite, das mir zur Erklärung näher trete! — Die Menschen werden

mich kaum verstehen; denn meine Gefühle verhallen in sich selbst, und meine Gedanken stehen ohne Wieder-schein auf der dunkeln Fläche meines Bewusstseins.

Wohl! so will ich denn heimwandeln und Dich verlassen, Du treuer Spiegel meiner Ideale, freundlicher See! Die Mitternacht senke sich liebend über Dich herab, und:

Wenn erröthend am Morgen die hehre Göttin des Tages
Wiederkehret im Glanz und an den Busen Dich drückt,
Dann hat vielleicht auch mich die holde, liebliche Täuschung
Für Entbehrung und Harm doch wohl im Traume beglückt!“

Er, der in seinem ganzen Wesen, in seinem Dichten und Trachten durch und durch ein Deutscher gewesen, der von der deutschen Sprache gesungen

— — ewig, ewig wirst du, Sprache, bleiben,
Dein Volk, sowie dein Wesen sind sich treu,
In deinen Zeichen wird die Wahrheit schreiben,
Dein Waffenruf macht die Geschlechter frei!

Und wenn Jahrtausende vorüberwallen,
Wirst du, ein Geisterton der Helden, hallen,
Und schläft die Kraft im weichen Enkel ein,
Wirst du der Wecker seines Geistes sein

der kerndeutsche Fellingner, er vertiefte sich im Umgange mit slovenischen Freunden in Kärnten in die Dichtungen Urban Jarnik's und übertrug mehrere derselben in's Deutsche.

Und welch' friedvoll-versöhnlicher Geist, den sonst so kriegerisch gemutheten Dichter im Hinblicke auf das Zusammenleben der vielsprachigen Völker im Staate

Oesterreich beseelte, dafür gibt uns sein Hochgesang
auf „Oesterreichs Kaiserthum“ den besten Beweis,
der da austönt in die denkwürdigen Worte:

Wenn zum ewigen Bunde sich der Sachse
Und der rauhere Sohn Tirols, der Schwabe
Und der Waller des Ostlands
Fröhlich die Hände gereicht;

Wenn der Böhme den Ungar still umschlingt
Und der stolze Bewohner jenes Eilands
Einst an Steiermarks Landmann
Innig verbrüdet sich schmiegt — —

O, dann will ich in hebreim Freudentaumel
Meine glühendsten Jugendbilder sammeln
Und dem Schöpfer des Bundes
Töne mein Hymnus empor!

Kärntens Bäder und Sommerfrischen um 1680.

Wien schwärmt für Kärnten! und das mit vollem Fug und Recht. Oder gibt es bald einen reizenderen Sommer-Sejour, als an den glitzernden Gestaden des Wörther, Ossiacher und Millstädter Sees, wo der vom Winter und seinen Mühen erschlaffte Körper neue Kraft sich holt in den Armen der wohligen See-fluthen; gibt es bald lieblichere Badeaufenthalte, als im Villacher Bade, in Preblau oder St. Leonhard? Gewiss nicht.

Dass das schöne „blaugrüne“ Alpenland Kärnten mit diesen seinen landschaftlichen und balneologischen Schatzkammern wieder zu Ehren und zu Ruf kam in der „badenden Welt“, das verdankt es neben andern nicht zu unterschätzenden Zufälligkeiten der eminenten Heimatliebe seiner Söhne, die in hervorragenden Stellungen in der Residenz sich ein warmes Herz für die Heimaterde bewahrt haben, es verdankt dies aber auch der durch die Kronprinz Rudolfsbahn wieder erschlossenen Verbindung mit dem Weltverkehre.

Denn in jenen früheren Zeiten, da die grosse Handelsstrasse aus Deutschland nach Italien durch

Kärnten führte und der „lustige Ort“ Villach nur eine grosse Factorei der grossen Geschäftshäuser von Augsburg und Nürnberg und anderseits von Venedig bildete, war Kärnten mit seinen Bädern und Schlössern das Rendezvous-Plätzchen für Einheimische und Fremde.

Man muss sich die Verhältnisse des 16. und 17. Jahrhunderts genau vergegenwärtigen, um sich von dem Leben und Treiben, das in dieser Epoche in Kärnten geherrscht, einen rechten Begriff zu machen. Das Land „wimmelte“ von Edelsitzen, die ersten Cavaliere des Reiches, die Khevenhüller, die Trautmansdorff, die Lamberg, die Herberstein, die Ditrichstein u. s. w., u. s. w. brachten den grössten Theil der Sommerszeit auf ihren Schlössern im Kärntnerlande zu; die Bischöfe von Gurk und Lavant, die Aebte von St. Paul, Ossiach, Viktring, die Pröbste von St. Andrä, Teinach u. s. w. hielten gleich den Cavalieren reiche Hofhaltungen, der Bürgerstand der zahlreichen Städte und Städtchen war durch den regen Handelsverkehr wohlhabend, ja reich, Alles lebte und liess leben.

Betrachten wir uns, nach den alten Aufzeichnungen in Archiven der Schlösser und Klöster es zusammenfassend, das Bild des Badelebens von 1680, also gerade vor zweihundert Jahren.

Blicken wir zuerst auf den Wörther See.

Da ragt mitten „auf der Insul“ der „Palast Maria Loretto“. „Diese Insul“ — schreibt der zeitgenössische Topograph Freiherr von Valvasor — „ist erhoben und der See geht um und um. Von Clagenfurth gehet ein grosser und tiefer Canal, darauf mit grossen

Schiffen gefahren wird, biss in den See. Bey dem See ist ein schöner Eingang von einer hohen Mauer und zwei runden und zwei schönen viereckigten Thürmen, dazwischen ein hohes Thor, dadurch man mit Schiffen fahret, darneben ist eine hölzerne Brucken, daruber man reiten und fahren kann gantz in die Insul, darauf ein überaus schöner Palast auf die italienische Art gebaut. Auswendig hat er schöne Galerien, Höfe, Stiegen und viele Thürme, auch zierliche und grosse Gärten. In Summa es kann nichts lustigeres geben als diesen Ort, so von denen Herrn Ursinen von Rosenberg erbauet worden.“ Und auch heute noch, obzwar gar viel von der hier geschilderten Pracht und Herrlichkeit von Maria Loretto verfallen und vergangen ist, bildet dieser reizende Punkt eine Hauptanziehungskraft für die Besucher des Wörther Sees.

Und Pörtlach? Um jene Zeit den Jesuiten gehörig, war es der einzige Ort in Kärnten, wo Bier gebraut wurde; die klugen Väter der Gesellschaft Jesu wussten daselbst ein Musterbräuhaus zu etabliren, und von weit und breit kamen die Wagen angefahren, um das seltene Nass, das einen so „köstlichen Geschmack“ hatte, heimzuführen; ja selbst ganze Gesellschaften, meist Järgengenossen, sprachen in dem Bräuhaus zu Leonstein (Pörtlach) ein, um sich an dem braunen Gebräu der „Jesuiten“ zu erquicken. Ja selbst von gemeinschaftlichen Bädern lesen wir schon in einem Briefe des Viktringer Abtes von 1624, dass eine Gesellschaft von adeligen Herren und Prälaten ein

solches in den Fluthen des Wörther Sees in den Badehütten der Jesuiten genommen.

So existirten auch Badehütten am Millstädter und Ossiacher See, welche beide damals noch von den geistlichen Bewohnern der Häuser von Millstadt und Ossiach occupirt waren.

Im eigentlichen Sinne des Wortes Bäder waren aber Töplitz (Toplice = slovenisch Warmbad) bei Villach (das heutige Warmbad Villach), dann die Sauerbrunnen von Preblau und St. Leonhard; auch in Velden am Wörther See war Ende des 17. Jahrhunderts bereits ein Bad.

Preblaus Säuerling war besonders gegen Katarrh und in Harnbeschwerden empfohlen; der „gesunde Sauerbrunn“ von St. Leonhard, der „lieblich zu trinken“, ward gar weit bis auf Bamberg (da der Bischof von Bamberg Herr dieser Gegend war) verführt. Ich habe früher schon einmal in dieser Bibliothek (Nr. 26 p. 99 ff.) von der Beliebtheit St. Leonhard's in jener Epoche geschrieben und verweise der Kürze halber heute darauf.

Das vorzüglichste Badeleben herrschte um 1680 aber in der Toplitz bei Villach.

Die Schilderung, die wir über die Oertlichkeit erhalten, lautet in der drastischen Sprache des 17. Jahrhunderts wie folgt:

„Das warme Bad Töplitz genannt ligt im obern Viertheil (von Kärnten) zwischen Villach und Federaun, einen Spaziergang von Villach hinaus. Es ist in zwei Theil abgetheilt, mit Dächern bedeckt und ein gross Wirthshaus

dabei, dahin fast täglich aus Villach Leut zu baden mehr aus Fürwitz als Noth kommen“.

Wir entnehmen dieser kurzen Darstellung und der nebengezeichneten Abbildung, dass die warmen Quellen von Bad Villach vor zweihundert Jahren sich vor dem heutigen Curhause in Bassins gefasst befanden, welche Bassins von holzgegitterten gartenpavillon-ähnlichen Bauten überdeckt waren, doch nach einer Seite hin offen, so dass die Vorbeigehenden gemüthlich den Badenden zusehen und sich mit ihnen „divertiren“ konnten.

Und noch eine interessante Angabe liegt in obigen wenigen Zeilen, die Bemerkung, dass das Bad täglich von den Bewohnern von Villach besucht wurde, die „mehr aus Fürwitz als aus Noth“ hieher baden kamen, oder mit andern Worten, dass es ein Unterhaltungsbad par excellence war.

Dazu stimmen auch anderwärtige Berichte.

Abt Albert von St. Paul (1677—1727), der gelehrte Verfasser einer Geschichte Kärntens, ein den Wissenschaften und Künsten, wie nicht minder dem luxuriösen Leben der Leopoldinischen Zeit geneigter Prälat, er fährt mit seinem Viererzug prächtiger Rappen hieher in's Bad, und trotz dem „grossen Wirthshaus“, das hier schon besteht, bringt er von dem reichen Wildstande seines Stiftes Hirsche, Rehe und vor Allem Rebhühner mit herauf und herrlichen Stiftswein, den vielberühmten Lembacher aus der Gegend um Marburg. Dieser „Lembacher“ mundet seinem Freunde und Curgenossen, dem Propste von Teinach, Carl Ludwig Klier,

so sehr, dass er später einmal, eingedenk dieses Trunkes und da er eben ein Capital in St. Paul angelegt hat, von dem die Interessen der Abt ihm in Wein sendet, an diesen schreibt, „er werde noch mehr Capital bei ihm anlegen, damit er ihm noch mehr Wein werde senden müssen, dann möge er (der Propst) sich gar auch das Trinken angewöhnen, „dass ich noch mehr Wein brauche vnd allzeit (wie er im Scherze beisetzt) das Interesse versauffen würde“.

Da ging's im Villacher Bade hoch her mit dem Weine des freigebigen und selbst sehr nüchternen Prälaten (der wegen eines Herzleidens nicht viel trinken durfte; aber warm baden doch?), denn fast der gesamte Adel des Landes war auf einige Wochen im Sommer hier versammelt. Auch gespielt wurde und ziemlich hoch; ein Graf Schrattenbach, Hans Walter, verlor an einem Abende an die 1000 Ducaten (Goldgulden). Das Bad Villach gehörte damals dem Bisthum Bamberg und wurde durch einen Pfleger versehen, der auch zugleich als Badedirector von Villach (oder Töplitz) fungirte.

Auf seiner Reise nach Venedig, die der schon genannte Abt Albert von St. Paul 1687 unternahm, berührte er gleichfalls Bad Villach und diesmal nahm er in der von dieser Fahrt geführten Aufzeichnung (in lateinischer Sprache) Anlass, seine Beobachtung über die Therme zu notiren.

Er schreibt: *occurrunt primo thermae calidae, in quibus illud primitus notavi, quod aqua ex iis per canalem excurrens Trauum usque (distat autem longius-*

cule) euaporet et fumiget. Et quod ramo ibidem se retineant et hoc iam tempore auditae fuerint coaxare.

In Venedig badete — nebenbei bemerkt — der dem Badewesen sehr günstig gestimmt gewesene Prälat im Meere am Lido.

Doch kehren wir zu den kärntischen Bädern des 17. Jahrhunderts zurück.

Sie waren nicht blos von Einheimischen gern besucht, wie das Villacher, sondern auch Fremde kamen schon in's Land. So benutzten die fremden Kaufleute, die Villach in jenen Tagen passirten, während der Rast, die sie gewöhnlich in dem gemüthlichen Villach hielten, ihre Musse zu einem Excurs nach der Toplitz, und auch Cavaliere aus anderen Ländern Oesterreichs fanden sich hier zum Vergnügen und zum Curgebrauche ein.

Man wird aus dem Wenigen hier aus vorliegendem Archivmateriale Genommenen ersehen, dass schon vor 200 Jahren im liebreizenden Kärntnerlande ein reges Sommer- und Badeleben geherrscht habe; wussten ja doch unsere Altvordern ebensogut zu leben als wir, wenn ihnen gleich manche Details an Comfort noch vorenthalten waren, die wir Enkel heute Dank der feineren Industrie, Dank den Erfindungen unseres Jahrhunderts zu geniessen in der angenehmen Lage sind. Beim Anblicke also der prächtigen, zum Theil luxuriös ausgestatteten Villen an den Ufern des Wörther Sees, beim Ausblicke aus den „Braks“ der Kronprinz Rudolfsbahn auf die lachenden Ufer dieses und des Ossiacher Sees, bei einer Spritzfahrt auf Villacher Velocipèdes nach dem Warmbad Villach und bei fürstlicher Ein-

quartirung in den eleganten Zimmern von Preblau ein freundliches Gedenken jenen Sommerfrischlern und Curgästen von 1680, die sich ihren Sejour und ihr Badeleben so gut einrichteten, als eben die Verhältnisse ihrer Zeit ihnen gegönnt, die aber gewiss mit gleich frohem, freudigem Herzen sich ergötzten und erquickten an den immer gleich hohen Reizen des unvergleichlich schönen Alpenlandes Kärnten!

Ein Tourist durch Kärnten vom Jahre 1781.

Wer die Literatur des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts kennt, weiss, dass trotz der damals noch so äusserst primitiven Communicationsmittel auffallend viel „gereist“ wurde, und dass die Reisenden, die dann „was erzählen konnten“, ihre Erfahrungen gerne in Briefen an entfernte Freunde und Bekannte niederlegten, welche Schreiben nicht selten in Druck gegeben wurden.

Einer der bedeutendsten Reisenden dieser Gattung, der zugleich fachmännisch vielseitig und tief gebildet erscheint, war der Naturhistoriker und Technologe Benedict Franz Hermann. Derselbe durchwanderte eben vor hundert Jahren den Süden Oesterreichs als „Forscher“ und schrieb während seiner Tour eine Reihe von Briefen an seinen Freund Hofrath von S. in M., die sofort (1781) in die Oeffentlichkeit kamen. Er widmete diese „Reisen“ durch Oesterreich der „erlauchten russisch-kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg“ und sagte in der diesbezüglichen Dedicationschrift: „Sollte dieses Werkchen einem oder dem anderen

der Eleven, welche die unsterbliche Katharina nach fremden Staaten reisen lässt, bei Besuchung der österreichischen Länder nützlich sein, sollt' es ihm zum Leitfaden dienen können, so ist mein Wunsch erfüllt.“

Seinen Ausgangspunkt der Forschungsreise in die innerösterreichischen Alpenlande hatte Hermann von Wien aus genommen. Er reiste über Wiener-Neustadt, wo er beträchtliche Niederlagen von Eisen und Getreide gefunden, Mürtzuschlag, wo er die zahlreichen Eisenhämmer, Sensen-, Sichel- und Blechfabriken besichtigt, nach Leoben. Nachdem er dessen Eisenindustrie einer eingehenden Betrachtung gewidmet, besuchte er das Damenstift Göss — heute eine renommirte Bierbrauerei — und zog nun, der alten, heute durch die Kronprinz-Rudolfbahn wieder erschlossenen Handelsstrasse folgend, zunächst nach Knittelfeld, wo er besonders die Salpeterplantage bemerkte.

„Unweit“ — schreibt er — „ist eine Gegend, „an der Ingering“ genannt (heute als ein Jagdgebiet unseres durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf in weitesten Kreisen bekannt), allwo eine grosse Menge Torf gestochen werden könnte, der zwar nicht holländischer Pechtorf ist, aber doch immer mit Vorthail zu gebrauchen wäre.“

Als bald tritt er in den Bannkreis der schon damals mustergiltigen fürstlich Schwarzenberg'schen Entitäten. Die Steinkohlenbaue von Fohnsdorf, das fürstliche Gestüt „Gestütthof“ (bei Katsch-Scheifling), die Murauer Hämmer, die Stahlflossenerzeugung in Turrach-Stadel — der berühmte „Brescianstahl“, der in Europa

seines Gleichen nicht hat — die Schlösser Reiffenstein und Schrattenbach mit ihren Wirthschaften, all' dies mit der Opulenz und rationellen Behandlung des in der Geschichte der österreichischen Volkswirthschaft traditionell tonangebenden Hauses der S c h w a r z e n b e r g entzückt das Auge und den Fachsinn unseres Technologen, und er hat fast auf jeder Seite seines Buches den angenehmen Anlass, hervorzuheben und Lob zu spenden.

Auf der Weiterfahrt gegen Kärnten erfreut ihn besonders die Strecke von Unzmarkt bis Neumarkt, wo man an den Abhängen der Gebirge die fruchtbarsten Wiesen und Aecker sieht. Bei Neumarkt wächst das beste Getreide im ganzen nördlichen Theil der Steiermark, besonders geräth der Weizen und die Gerste sehr gut; man baut auch allda vielen und schönen Flachs. Die Viehzucht um Mariahof nennt er „ungemein beträchtlich“. Auch Hermann versäumt es nicht, von hier einen Abstecher nach dem „Kloster auf der Alm“, dem altberühmten, herrlichen St. L a m b r e c h t zu machen, über dessen Eisenbergwerk in der Pölla, Drahtmühlen und Stahlhammer er ausführlich berichtet. Wieder auf die Poststrasse einlenkend, schenkt er sein Augenmerk dem romantisch gelegenen Bad in der Einöd.

Er schildert dieses heute immer mehr in Schwung kommende herrlich gelegene Alpenbad — eine wahre und rechte Idylle der Balneologie — wie folgt:

„Eine Stunde von Neumarkt, in der Einöde oder im Bad genannt, ist eine kalte mineralische Quelle. Das Badehaus ist ein schmutziges, hölzernes Gebäude“

(— heute erfreut, nebenbei bemerkt, unser Auge eine nette Baute) — „das“ — er fährt fort — „gegenwärtig nur sparsam besucht wird. Gegenüber ist ein Wirthshaus, das zwar von Steinen aufgeführt, seiner inneren Einrichtung nach aber ein wahrer Pendant zum Badhause ist.“ „Ich kann nicht begreifen“ — ruft er aus — „dass man auf Emporbringung dieses Bades nicht mehr Aufmerksamkeit verwendet, da es seiner Lage nach so geschickt wäre, eine ansehnliche Summe fremden Geldes in's Land zu ziehen.“

Eine physikalische Untersuchung und Beschreibung seiner Güte, die der Welt öffentlich bekannt gemacht werden müsste, reinliche und nach einem guten Geschmacke angelegte Badehäuser, eine gute und billige Bedienung, einige Alleen und Gärten zur Erholung, wozu Platz genug da ist, würden dasselbe für Aus- und Inländer so anziehend machen, dass es in kurzer Zeit in den besten Ruf kommen könnte. Ein erfahrener Finanzier gehört dazu, von dergleichen Gelegenheiten Vortheil für's Land zu ziehen.

Zwischen diesem Bade und Dirnstein, eine Herrschaft mit einem alten Schlosse, überfährt man die Grenze von Steiermark nach Kärnten.

Der Anblick von der Bahnstation Einöd hinab in die Tiefe auf die reizend sich hinschlängelnde alte Poststrasse ist heute ein allerliebster.

Bevor unser alter Tourist, und setzen wir nach obigem Urtheil bei „Balneologe“, die Steiermark ver-

lässt, ergeht er sich noch in allgemeinen Bemerkungen über Land und Leute und erzählt u. a. ausführlich über die Bedeutung des Speik (*Valeriana celtica*) als Handelsartikel nach Asien, Afrika und Ostindien, nach Afrika besonders als Ratten- und Mäusevertilgungsmittel, zu welchem Zwecke die Pflanze übrigens auch vom obersteierischen Bauer selbst verwendet werde. Der Enzianbranntwein werde sowohl im Lande selbst viel verbraucht, noch mehr aber nach Italien verführt.

Der erste Ort in Kärnten, dem er eine eingehende Beachtung schenkt, ist das von mittelalterlichen Denkmälern wimmelnde Friesach (siehe die Abtheilungen: „Ein Besuch bei den Dominikanerinnen in Friesach und „Blutkelch und Judenstein“); den Boden umher findet er zwar etwas sandig, aber nichts desto weniger fruchtbar, „allwo der Kleebau sehr betrieben wird“. Er besucht die Freiherr v. Egger'schen Eisenwerke in Treibach und die Lager in Hüttenberg („allwo Herr Baron v. Egger, welcher als ein grossmüthiger und einsichtsvoller Mann gerühmt wird, eigene Zechen hat“). Von Treibach aus unternahm er mit dem k. k. Oberstbergmeisteramts-Buchhalter und Hofkammer-Repräsentanten, Herrn v. Reichenau, eine Spazierfahrt nach der Stadt St. Veit, der einstigen Hauptstadt Kärntens, um zwei Mineraliensammlungen zu besehen, die eine besass Herr Dickmann, Director der Eisengruben, welche die Stadt St. Veit in Hüttenberg bauen lässt, und die zweite die verwitwete Frau Doctorin v. Hudelist. Herrn Dickmann's Sammlung schränkt sich blos auf die zu Hüttenberg brechenden

Mineralien ein und enthält Alles, was man von daher Prächtiges sehen kann; dass aber zu Hüttenberg die prächtigsten und frappantesten Schönheiten der Natur vorkommen, ist den Mineralogen bekannt genug. „In der That“, sagt er, „ich habe nirgends noch schönere Hüttenberger Stufen gesehen, als Herr Dickmann besitzt“. Alles in Allem zählte die Sammlung Dickmann's an 2000 Stücke. Auch der Bürgermeister Koller besass eine schöne Sammlung.

Als *Pièce de resistance* zeigte unserem gelehrten Reisenden Herr v. Reichenau seine eigene „vollständige Sammlung aller in Kärnten brechenden Mineralien, worunter sich die schönen Glasköpfe von Hüttenberg, die verschiedenen Bleyspate und Zinkkrystallisationen oder der Zinkspath besonders ausnahmen“.

Anknüpfend an die Schilderungen dieser Sammlung, gibt Hermann die Anregung zur Gründung von Landesmuseen.

„Es wäre sehr zu wünschen“ — schreibt er — „dass in der Hauptstadt eines jeden Landes alle Producte der drei Naturreiche, welche in demselben Lande anzutreffen sind, besonders aufbehalten und Jedermann gerne gezeigt würden. Der Vortheil, den sowohl der In- als Ausländer und die Gelehrsamkeit überhaupt aus so einer Anstalt ziehen kann, lässt sich leicht berechnen. Aber freilich müssen diese Producte eher gesammelt werden, bevor man sie aufstellen kann, und um sie zu sammeln, müssen fähige Leute reisen, welches in den

österreichischen Staaten noch zu den unerfüllten Wünschen gehört.“ (Es währte, fügen wir hinzu, nicht gar zu lange; am Beginne unseres Jahrhunderts gab für Innerösterreich der unvergessliche „Prinz Johann“ durch die Gründung des Grazer Joanneums das Signal zur Errichtung von Landesmuseen, deren freilich das Eine und das Andere heute neuer Auffrischung bedürftig erscheint.)

In Klagenfurt traf Hermann eine Reihe „verwandter Geister“, den Exjesuiten Wulfen, den Krainer Professor Belsazar Haquet, der ihm den Schlüssel zur Besichtigung seines „Laibacher Museums“ anvertraute, den Director der k. k. Feldapotheken, Herrn von Ranker, der das prächtige Mineraliencabinet des sel. Hofraths Dolius mit 3000 der prächtigsten instructivsten Stücke käuflich an sich gebracht hatte.

In Ferlach erregen sein hohes Interesse die nach englischem Muster eingerichteten Gewehrfabriken; die Meister nämlich sind in „Ordnungen“ eingetheilt; einige schmieden und bohren die Röhren, andere machen den Kern hinein und wieder andere poliren sie; einige machen die Schlösser, andere die Schäfte und wieder andere die Beschlächte.

„Der Ackerbau in Kärnten gibt dem Besitzer“ — so fasst Hermann sein Urtheil zusammen — „nur dann reiche Ernten, wenn der Sommer nicht zu trocken ist. Ist die Hitze zu heftig, so wird das Getreide auf dem fast überall befindlichen Sandboden verbrannt. Aber auch ein nasser Sommer taugt nicht, weil viele Gegenden da sind, die aus einem kalten Thonboden

bestehen. Was den Ackerbau überhaupt betrifft“ — fährt er fort — „so werden mir's die Kärntner nicht übel nehmen, wenn ich gestehe, bemerkt zu haben, dass er nicht so gut ist und nicht mit so viel Fleiss betrieben wird, als z. B. in Steiermark und anderwärts. Es gibt jedoch Gegenden und Landwirthe, so eine Ausnahme machen. Nahe um Friesach und Klagenfurt hab' ich die Felder sehr fleissig bearbeitet gesehen.“

In's „Lafenthal“.

Der fernsten Berge Spitzen winken
Durch's Blau herüber ihren Gruss,
Willkommen rauscht im gold'nen Blinken
Herauf der jungfräuliche Fluss.

Das ganze Thal, ein grosser Garten
Fruchtbarer Fülle nah und weit —
Umzäunt von grünen Alpenwarten,
Ein farbig Bild voll Lieblichkeit!

L a v a n t t h a l v o n E r n s t R a u s c h e r.

Noch „per Post“ 1878.

Das Beobachten von Uebergängen im Leben der Natur, des Individuums, eines Volkes oder Volkszweiges ist stets von hohem Interesse. So liebe ich es, Gegenden, welche bislang vom modernen Weltverkehre ausgeschlossen gewesen, in dem Momente zu besuchen, da man sich anschickt, auch sie in das länder- und völker- verknüpfende Eisennetz einzubeziehen. Da ist der Uebergang nicht zur, sondern auf der Tagesordnung, und alle die Gegensätze, die bisher theils nicht bestanden, theils in obscurem Dunkel gehaust, treten scharf an's Licht und stossen im Raume hart aneinander.

In der Gemeinde- und Gaststube, im Postwagen — dessen letzte Stunde geschlagen — bei Hoch und Nieder, im Thale und auf den Höhen werden die Vor-

und Nachtheile, die „uns die Bahn bringen wird“, eifrigst besprochen und gewogen und ich, der ich solchen Gesprächen und solchen Abwägungen schon x-mal beigewohnt, habe noch keinen Postmeister gehört, der von der neuen Bahn für sich grosse Vortheile erwartet hätte; so auch diesmal; doch, Pardon, einen gibt es; es ist, wie ich später erzählen werde, der Postmeister von St. Gertraud.

Wie im Vorjahre das Salzkammergut — dem Freiherr v. Schwarz die neue, schöne Bahn gebaut — so war heuer das Ziel meiner Sommerfahrt das „Paradies Kärntens“, das sonnige, farbenreiche Lavantthal, durch das soeben eine Staatsbahn gezogen wird, zu deren Beginne Se. Excellenz der Herr Handelsminister R. v. Chlumetzky im Hochsommer d. J. den ersten Spatenstich gethan. Das war ein Fest- und Freudentag, ein Jubeltag im besten Sinne des Wortes für das ganze Thal und vornehmlich für dessen altberühmte erste und gewerbfleissige Hauptstadt, die alte Bischofsstadt Wolfsberg.

Die landwirthschaftlichen Interessen sind es vorab, welche die k. k. Regierung bestimmten, den Bau der Lavantthaler Bahn in Angriff zu nehmen, nebenbei wohl auch das volkswirthschaftliche Interesse im Allgemeinen, der Handel und die Industrie.

Der Forst- und Fischreichthum, die Bodenproducte, die bisher wegen zu theurer Fracht nicht exportirt werden konnten, die Erze, die Erzeugnisse des Gewerbflusses — all' dies wird durch die neue Bahn „frei“ und im allgemeinen Waarentausche der Allgemeinheit

zu Gute kommen. Der Volkswohlstand wird sich auch hier, wie anderorts, zum Vortheile gestalten; Fabriken und Etablissements werden auch hier in den abgeschiedenen „Gräben“ erstehen und der „Touristenzug“, ein mächtiger Factor im heutigen socialen Leben, wird auch hier hereingeleitet werden!

Und heute, da ich diese Gegend besuchte, ist der Gährungsprocess schon in vollem Gange; man kann mit sehendem Auge die Unterschiede von Einst und Jetzt schon wahrnehmen. Mit regster Theilnahme begleitet der „Lavantthaler“ die Fortschritte in den Arbeiten der „Wällischen“, die in „Partien“ mit traditioneller, stummer Emsigkeit den „Unterbau“ aufführen, von 4 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, und dann nach gethaner Tagesarbeit und mit der frugalen Polenta im Magen die schönsten italienischen Weisen in die mondhellen Nächte hinaus-tönen lassen. Und in dem einen und andern Gasthause in Unterdrauburg oder Wolfsberg, in St. Paul oder St. Andrä sitzt eine Commission und arbeitet an der Grundablösung, wobei es oft ziemlich hart hergeht und, wie anderwärts, oft Seitens der Besitzer Ansprüche erhoben werden, die nie erfüllbar sind, worauf dann das alte Lied der zwangsweisen Ablösung angestimmt werden muss.

Aber nicht diese mutatis mutandis bei allen Bahnbauten vorkommenden Dinge will ich hier schildern, sondern einen Blick will ich eröffnen in das noch nie gehörig gewürdigte Lavantthal, das binnen Jahresfrist den Mittelpunkt vielseitiger Aspirationen bilden wird.

Auf luftiger Höhe in der rebenumkränzten untern Steiermark, beim Wallfahrtskirchlein St. Jodok, auf dem

Kosiak bei Bad Neuhaus, auf welch' luftiger Höhe der ingenüose Pfarrer Hr. Lapuh sich eine schöne Windmühle (die erste in Steiermark) nach einer Zeichnung in unserer „Wiener Landwirthschaftlichen Zeitung“ erbaut hat, stand ich inmitten der Luftlinie zwischen Neuhaus und Unterdrauburg, dem Ausgangspunkte der Wanderung in's Lavantthal.

Und alsbald befand ich mich an diesem Ausgangspunkte.

Im Posthause des Herrn Domaingo in Unterdrauburg traf ich eine Frau aus Klagenfurt, die heute schon, bei den noch so beschränkten und erschwerten Communicationsmitteln ihrem Bruder, einem Kaufherrn in Petersburg, eine Lieferung von 50.000 Stück Aepfeln — lauter exquisite Lavantthaler Frucht — effectuirte. Es dürfte die Leser dieser Blätter interessiren, zu erfahren, dass die beim Ankauf besagten Obstes vielgeplagte Dame von ihrem brüderlichen Auftraggeber 6 kr. per Stück erhielt, Ankauf und Regie absorbiren 3 kr. per Stück, bleibt Reingewinn für die Käuferin 3 kr., id est bei 50.000 Stück fl. 1500 Verdienst in einer Woche. Und der Bruder an der Newa verwerthet die Lavantthaler „Goldparmänen“ und wie sie sonst heissen, die köstlich duftenden und schmeckenden Aepfel an die russischen Gourmands um 12—15 kr. ö. W. per Stück!

Nun denke man sich die Bahn in's Lavantthal und diesen Erwerbszweig aus dem Monopol Weniger gerissen und in die Allgemeinheit gebracht, eine Erwerbsquelle, an die man heute im Volke selbst wohl noch gar nicht denkt, namentlich heuer, wo das Obst nahezu

gar keinen Werth hat und die Aeste sich biegen und brechen unter der Last des Jahressegens!

Solche Perspective in die Zukunft berührt aber den und jenen Postmeister auf der Route nicht und ist auch — Spass bei Seite — nicht geeignet, ihn aus seiner gerechten Verstimmung herauszubringen.

Auf's Beste gestimmt gegenüber der in Aussicht stehenden Bahn sind aber heute schon — die echten und rechten Volkswirthe des Lavantthales.

Der Feldbau und die Viehzucht werden heute schon mit Schwung betrieben und mit dem Daherbrausen der ersten Locomotive sowohl an Intensität, wie an Extensität gewinnen. Die reichen Pflanzungen, namentlich des Stiftes St. Paul, werden zu den höchsten Preisen verwerthet werden können.

Die Obstcultur in diesem altberühmten Benedictinerkloster, von dem gegenwärtigen lebenswürdigen Herrn Prälaten Augustin Duda mit der gediegensten Fachkenntniss und aller Vorliebe betrieben, wird die edelsten Sorten, insbesondere an Aepfeln, Birnen u. a. m. auf die Tafeln der Nordländer in noch weit ausgedehnterem Masse senden, als ich oben das eine Beispiel von heute beigebracht habe.

Die Rinderzucht, von den herrlichen Weideplätzen der Koralpe mächtig unterstützt, wird ein dankbares Feld weiterer, grösserer Aufmerksamkeit finden. Die zahlreichen Schweine, die auf den von der Lavant gesättigten „Tratten“ gezogen werden, — sie werden gleichfalls einen guten Exportartikel bilden.

Und nun erst das reiche Ergebniss aus Wäldern und Gebirgsbächen, das reiche Ergebniss der colossalen, in der Monarchie nicht bald ihres Gleichen findenden, grossen Jagden des Grafen Henkel-Donnersmark, des Freiherrn v. Herbert, des dänischen Oberstjägermeisters v. Schütte u. a. auf der Kor- und Saualpe an dem schönsten Hochwild — während meiner zweitägigen Anwesenheit in Wolfsberg war das Ergebniss einer einzigen Jagd auf Hirsche sieben Stück — und die so äusserst ergiebige und lohnende Fischerei in den Bächen, die von den beiden genannten Alpen herabkommen, die Fülle von Forellen mit köstlich mündendem Fleische, die heute in solcher Billigkeit stehen, dass man z. B. in dem Gasthofe der Post zu St. Gertraud eine Portion, drei Stücke mittelgrosser Forellen, mit 30, sage dreissig Kreuzern bezahlt, da die Leute heute nicht wissen, was sie mit der Menge „Fischeln“ anfangen sollen!

Ein wahres nationalökonomisches Eldorado wird damit der Eröffnung der Lavantthalbahn dem grossen Publicum und der Geschäftswelt erschlossen werden.

Ausser dem bereits Genannten weise ich noch auf den immensen Bestand an Holz in den erwähnten beiden Gebirgszügen hin, sowohl Bau- als Brennholz, namentlich aber Bretterlieferungen, die nicht bald eine Gegend in so riesigen Dimensionen und von so ausgezeichnete Güte effectuiren kann, als das Lavantthal aus den es begleitenden, den Urwäldern gleichenden Riesenforsten!

Und wird erst der weiters projectirte Anschluss von Wolfsberg nordwärts in die Steiermark an die Station Zeltweg der Kronprinz Rudolfsbahn realisirt, was nach

Vollendung der Staatsbahn Unterdrauburg—Wolfsberg wohl kaum lange auf sich wird warten lassen, dann ist ein Hauptzug des Verkehres aus dem Norden Europa's und vom Westen her gegen Süden und Südost durch das Lavantthal geleitet.

Da wird dieser schönste Winkel Kärntens, der schon an sich unendlich gewonnen haben wird, die Perle der alten Karantanermark auch in nationalökonomischer Beziehung.

Aber schon die Lavantthalbahn wird auch das sociale Leben dieses Landestheiles in mächtig fördernder Weise heben und höher pulsiren machen.

Ausser den Fabriken und industriellen Etablissements, die, begünstigt durch die trefflichen Wasserkräfte der Lavant, deren Laufe sich die Bahn verständnissinnig anschmiegt, und der Nebenflüsse und Flösschen derselben, wie Pilze aus den Ufern schiessen werden, ausser diesen Cultur und Civilisation verbreitenden Stätten moderner Gewerbsthätigkeit wird auch im Lavantthal eine Reihe von Mittelpunkten feineren socialen Lebens und Verkehres theils neu erstehen, theils sich zu noch höherem Glanze fortentwickeln, theils aus dem bisherigen mehr minder primitiven Zustande zur Höhe moderner Anforderung an Luxus und Comfort emporarbeiten; ich meine ausser den in Anlage und durch die Inwohnerschaft an sich schon reizenden kleinen Oertchen an der „Linie“ unter denen sich schon heute die alte Bischofsstadt Wolfsberg mit ihren reinlichen Strassen und Gassen und mit ihren vielen Neubauten vortheilhaft abhebt, auch die bereits bestehenden und die jetzt in Aussicht

genommenen Bäder und Wasserheilanstalten, für deren Prosperität das Lavantthal wie geschaffen.

Das alte, schon vor Jahrhunderten bekannte Bad St. Leonhard und der benachbarte Sauerbrunnen Preblau, der gegenwärtig bereits dem Rohitscher keine kleine Concurrenz bietet und an dessen Quelle jetzt schon der verwöhnteste Curgast alle Bequemlichkeiten und Agrements eines modernen Curortes findet — sie werden nach Eröffnung der Lavantthalbahn Ströme von Curbedürftigen und von Sommerfrischlern bei sich einziehen sehen.

Und in St. Gertraud hat der vielgereiste Postmeister Herr Schmidt, da die Post von seinem altehrwürdigen Hause nach Vollendung der Bahn nur mehr nach Einer Route verkehren wird, schon für die Postulate der anbrechenden „neuen Zeit“ Vorsorge getroffen, und wird eine Kaltwasseranstalt, eine Pension im besten Schweizerstyle mit Omnibusfahrt nach Wolfsberg, eine wohleingerichtete Table d'hôte unter dem Vorsitz der eben so schönen, als geistreichen Frau Postmeisterin, Forellenfischerei für die Sommerfrischler und Curgäste, Jagd für Herren und Damen der Gesellschaft und dergleichen mehr vorbereitet.

So wird die Lavantthalbahn in weiser Praxis des altrömischen Satzes *utile dulci* neben dem vielen Nutzen, den die Allgemeinheit und die Bewohnerschaft des engeren Bezirkes daraus ziehen werden, des Amusements und des heiteren und feineren Lebensgenusses in Hülle und Fülle bieten.

Und die Kunstfreunde, welch' reichlichen, welch' hohen Genusses werden sie im Anblick der reichen und

seltenen Kunstschatze des altberühmten Stiftes St. Paul theilhaftig werden, dessen Bibliothek,⁷⁷ dessen Schatzkammer, dessen Kunstcabinete wahre Unica an Sehenswürdigkeiten enthalten, und wo die Liebenswürdigkeit und der Kunstsinn der hochgebildeten Conventualen den Eintritt um so begehrenswerther machen!

Alles in Allem, unser schönes, an Allem, was Natur und Kunst Grosses und Gutes bieten, so reiches Oesterreich hat in diesem heute noch fast ganz vergessenen Alpenthale Kärntens, in dem Lavantthale oder, wie das Volk gemüthlich spricht, im „Lafenthal“, ein an verborgenen Reizen überreiches Stück Erde noch aufgespart für Volkswohlfahrt und Lebensgenuss, was beides nach Eröffnung der Lavantthalbahn für die reichlichste Anregung das vollste Genügen finden möge!

Dann „per Bahn“ 1879.

St. Paul, 7. October 1879.

(Original-Correspondenz.)

Wie die Kronprinz Rudolfsbahn, diese „Alpenbahn par excellence“, erschliesst auch die Staatsbahnstrecke Unterdrauburg-Wolfsberg einen neuen herrlichen Erdenwinkel dem staunenden Auge des Reisenden.

Durch die fruchtbarsten Gefilde, durch einen colossalen Obstgarten, vorbei an den saftigsten Matten, an den üppigsten Feldern, den in italienischer Bläue sich wölbenden Himmel zu Häupten, zu Seiten den Ausblick auf die parallel ziehenden, das Thal einschliessenden grossen Waldgebirgszüge der Koralpe und Saualpe, die

Luft stets erfrischt von dem Hauche der Wälder und dem Odem der vielen Bäche und Flüsse, die sich in die den Zug stets in nächster oder näherer Entfernung begleitende Lavant ergiessen, deren Cascadenfälle ab und zu in mächtigerem Brausen selbst das mächtige Dröhnen der Locomotive übertönen — solcher Naturgenuss erwartet und empfängt und umfängt den Passagier der Lavantthalbahn.

Und ringsum freundliche Oertchen und Gehöfte und alte merkwürdige Schlösser und geistliche Stätten voll von Kunstwerken und alterthümlichen Schätzen, ringsum gute, freundliche Menschen und gastliche Häuser und die Früchte des Bodens, die Ergebnisse der Jagd an Hochwild und der Fischerei an köstlich mundenden Krebsen und Forellen und reizenden Ausflügen aus den Hauptthälern in die Nebenthäler und „Gräben“, auf Hügel mässiger Höhe und hinauf auf die Hochalpen, auf den Spitzkogel der Koralpe, wo ein wohleingerichtetes „Touristenhaus“ *) sein schützend Dach über den Wanderer ausbreitet — all' diese Genüsse erwarten den naturfreudigen und kunstsinnigen Pilger der Sommermonate, welcher hinauszieht in fremde Lande, um seinen Körper zu erfrischen und zu stählen zu neuer Wintersarbeit und zugleich die Absicht hegt, Neues an Menschen und Dingen kennen zu lernen.

*) Um das Zustandekommen dieses Touristenhauses hat sich mein liebwerther Studiengenosse und Freund, Dr. Fuchshofer, Scriptor der k. k. Universitätsbibliothek in Wien, die grössten Verdienste erworben.

Für reisende „Forscher“ und „forschende“ Touristen präsentirt sich das bisher nur in topischem Sinne also genannte „Lafenthal“ (Lavantthal) in der That als ein wahres „Paradies“ — der Freude!

Das prächtige, mildwärmende Herbstwetter verlockte auch uns, gleich vielen anderen Touristen, unsere heurige Gebirgstour ein bischen über das Programm auszudehnen, und so zogen wir frohgemuth wieder hieher in's prächtige Lavantthal.

Und den rechten Moment hiezu hatten wir gewählt!

Sollte doch in wenig Tagen die „neue Bahnstrecke“ in feierlichster Weise dem allgemeinen Verkehre übergeben werden, welches „Ereigniss“ selbstverständlich alle Gemüther bewegte und Leben in das stille seitabgelegene Thal brachte.

Von dem sonnigen „rebenumkränzten“ Marburg, wo die Lüfte noch sommerlich heiss wehten, aus dem traulichen, gastlichen Heim meines ältesten Freundes, des Ingenieurs Fritz Byloff, seiner lebenswürdigen Hausfrau und seines munteren Jungen, des „Fritzerl“, der sicher einst ein tüchtiger „Fritz“ wird, zogen wir hinaus auf der sogenannten Kärntnerbahn bis Unterdrauburg, der ersten Station der Staatsbahnlinie des Lavantthales.

Von hier ging's so rasch als möglich über Lavamünd (2. Station) nach St. Paul, immer an der Lavant und nur theilweise die alte Poststrasse verlassend, namentlich dort, wo es gilt, im Wege stehende Hindernisse zu umgehen.

Die sich mehrenden weissen Kirchlein auf den grünschtigen Tannenhöhen ringsum künden uns schon lange die Nähe des altberühmten Stiftes an.

Noch eine Biegung des Schienenstranges und in directem Ansturm dampfen wir gegen den terrassenförmig sich erhebenden und den Klostergarten im ganzen Umkreise in sich fassenden „Bühel“, auf dem da mächtig und majestätisch thront die Benedictiner-Abtei St. Paul.

Und dann den Bühel herum und auf das „Feld“ auslaufend, halten wir an der „Station St. Paul“.

Mit der Besichtigung der „Sehenswürdigkeiten“ sowie einigen Ausflügen in die überaus reizvolle Umgebung von St. Paul verging sehr bald die Zeit von drei Tagen, die uns von dem bedeutungsvollen 4. October — dem angesetzten Termine der „Eröffnung“ — trennte.

Endlich war er aber auch da, der so sehnsüchtig erwartete Tag, an welchem sich dem staunenden Auge die Schönheiten der Lavantthalbahn erschliessen sollten. Es wäre wohl verspätet, heute von der „Eröffnungsfahrt“, die ja in allen Tagesblättern bereits ausführlich erörtert worden, noch berichten zu wollen! Wir wollen hier blos einige auf jenen Tag bezügliche vergessene Details in aller Kürze nachtragen.

Wie bekannt, verlief Alles ganz programmässig, auf jeder Station der vorgeschriebene festliche Empfang, zu dem sich die geladenen Herren stets sehr beeilen mussten, wollten sie pünktlich eintreffen, um die Begrüssungsrede entgegenzunehmen. Denn der „Zug“ hielt mit strenger Genauigkeit stets ein Stück weit entfernt von der Stelle, wo die Begrüssenden harrend Auf-

stellung genommen hatten! Um 2 Uhr erreichte der ziemlich ansehnliche, mit Blumengewinden festlich geschmückte Zug die Station St. Paul, allwo eine riesig grosse schwarzgelbe Fahne am sogenannten „schlanken“ Thurm der Abtei grüssend in's Land sich neigte.

Der hochwürdige Herr Decan von St. Paul, P. Roman Sparl, begrüßte in der Deputation die fremden Gäste im Namen des Stiftes, und es gestaltete sich seine Anrede nach dem Ausspruche vieler Festtheilnehmer zu einem der erhebendsten Momente des festlichen Tages! Wir bestiegen nun ebenfalls den Festzug und trafen zu unserer Freude mit mehreren lieben Wiener, Grazer und Klagenfurter Freunden zusammen.

Mit gesetzlich vorgeschriebener Langsamkeit bewegte sich der Zug nun weiter durch üppige Fluren, mit dem Ausblicke auf die beiden imposanten Gebirgszüge der Kor- und der Saualpe, die zu Seiten des Thales parallel sich hinziehend, bis zu einer Höhe von 1000 M. urbar gemacht, Sommers über die herrlichsten Weideplätze abgeben. Ueber den „feierlichen“ Empfang in der „Endstation“ der neuen Bahn, dem anmuthigen Städtchen Wolfsberg, wäre so viel zu schreiben, dass wir lieber gar nicht anfangen! Angesichts einer gewiss 1000 köpfigen Menge — die Mehrzahl Bauern der Umgebung — fuhr der Zug langsam unter dem Verstummen der aufgestellten Musikcapelle, die offenbar einen „Tusch“ hätte spielen sollen, wahrscheinlich aber durch den ungewohnten Anblick einer dampfenden Locomotive erschrocken war, in die Station ein.

Hiebei bemerkten wir, wie mehrere hochbetagte Mutterln, denen der alte Satz „Geschwindigkeit ist keine Zauberei“ noch nicht recht in Fleisch und Blut gedrunken zu sein schien, sich heimlich bekreuzten.

Unter den Aussteigenden, den geladenen Festgästen, sahen wir viele, die nicht da waren, darunter die Bürgermeister von Cilli, Windischgratz und St. Gertraud, Männer welche sich schon vor dem Jahre 1873 um das Gelingen des Bahnbaues die grössten Verdienste erworben hatten, und ohne deren fortgesetzte Thätigkeit die Lavantthalbahn wohl noch heute Project wäre.

Ein Cavalier, dessen Leben so recht mit Wolfsberg verwachsen war, besitzt er doch das unvergleichlich schöne, in schottischem Hochlandstyl erbaute, Wolfsberg malerisch überragende Schloss, Forste und zahlreiche Eisenwerke, hatte es vorgezogen, zwei Tage vor der Bahneröffnung die Gegend zu verlassen. Wir meinen den Grafen Henkel-Donnersmark.

Den 20jährigen Bemühungen einer kleinen, aber tonangebenden Partei des Städtchens war es endlich gelungen, dem Grafen das reizende Besitzthum zu verleiden, so dass er sich mit seiner Familie für immer auf seine Güter in Ungarn zurückziehen wird. Trotz alledem hatte Graf Henkel dem Festcomité vor seiner Abreise die ansehnliche Summe von 300 fl. zukommen lassen. Glühende Kohlen-Spenden waren beliebt, und en vogue.

Wir flüchteten gar bald hinaus aus dem Festtrubel, der uns ja nichts Neues zu bieten vermochte,

und suchten uns ein gar herziges, liebtrautes Plätzchen auf, das ganz geeignet war, Erholung nach so vielseitigen Strapazen zu bieten! Wieder ist es die liebliche Lavant, „deren Welle rauschend zieht“, wie es von ihr begeistert der Dichter singt, die uns zur Führerin dient; vorbei an den grossen Eisenwerken des Grafen Henkel, vorbei an frischgrünenden Matten, an einzelnen Gehöften, sind wir in einer Stunde in dem niedlichen Dörfchen St. Gertraud angelangt, wo wir sogleich das uns wohlbekannte Posthaus aufsuchten und von den Besitzern, dem lebenswürdigen Post- und Bürgermeister Herrn Laurenz Schmid und dessen Gemalin, der ebenso schönen als fleissigen Hausfrau, auf's Herzlichste bewillkommt wurden.

Im Posthause zu St. Gertraud ist gut sein, dies wissen die Wolfsberger sehr wohl, und an Sonntagen ist der Gasthaus-Garten, welcher blos durch die durchführende Poststrasse von demselben getrennt liegt, stets von herauspilgernden Städtern überfüllt, die sich die köstlichen Forellen oder Krebsen, den guten Kaffee, Butter, Schinken und Anderes wohl schmecken lassen! Sonntag, den 5. October, bot der Hof am Posthause ein überaus anziehendes Bild, wie es sich kein Genremaler besser als Motiv hätte wünschen können. Der Auszug zur Jagd, müsste das Gemälde betitelt sein, dem die Scene, die wir hier sich abspielen sahen, zum Vorwurf gedient!

Es war eine grosse Jagd angesagt in den gräfl. Henkel'schen Revieren, und das Posthaus zu St. Gertraud war zum Rendezvous der Jagdtheilnehmer auser-

koren. Bald war der Hof von Pferden, Jägern, Treibern und den nöthigen Jagdhunden gefüllt. Welch' fröhliches Getümmel!

Equipage auf Equipage mit den Damen der Gesellschaft, die ihren Herren bis hieher das Geleite gaben, rollte in den Posthof. Noch ein Imbiss wurde gehalten, dann von der vorsorglichen Frau Johanna Schmid der vorbereitete Proviant für die Jagd in Empfang genommen, auf's Pferd sich geschwungen, und unter Hüteschwenken und Hochrufen auf die Jäger entschwand der stattliche Zug unseren Blicken.

Einige hundert Schritte vom Posthause befindet sich die neugebaute Villa des Ehepaares Schmid, welche Sommergästen eine angenehme Unterkunft bietet; in ihrer Nähe ist das kalte Bad. Villa und Bad sind umschlossen von weit ausgedehnten Gartenanlagen mit zahlreichen Ruheplätzen. Schweren Herzens nahmen wir Abschied von dieser anheimelnden Stätte, wo wir so gut aufgehoben gewesen und zugleich eine so anregende Gesellschaft an dem Herrn des Hauses — Herr Schmid ist ein geborner Franke, jedoch schon in Kärnten eingebürgert und erst kürzlich für seine Verdienste decorirt worden — und an dessen gebildeter Gattin, der lebenswürdigen Frau Johanna, gefunden.

Leider können wir von St. Gertraud nicht weiter, da die Bahn, wie bekannt, in Wolfsberg ihren Abschluss hat; die Tour mittelst Postwagens hinüber in's Steirische ist sehr beschwerlich, und so zogen wir es vor, „dieselbe Ordnung“ auch für die Rückreise zu beobachten.

Die ganze Bevölkerung erkennt schon jetzt als dringende Nothwendigkeit den Anschluss der Lavantthalbahn an die Rudolfsbahn bei Zeltweg, „denn sonst ist die ganze Geschichte unvollkommen“, ja lückenhaft. Hoffen wir im Interesse der Touristenwelt, dass das Project eines Ausbaues dieser durch so reizende Gaue unseres herrlichen Kärnten führenden Bahn recht bald verwirklicht werde.

Mitleidigen Herzens gedachten wir jenes Prälaten von St. Paul, der, wie wir im Archive lesen können, vor nahezu 200 Jahren eine gar beschwerliche Reise von dem Lavantthale bis nach Venedig theils zu Fuss, theils zu Pferd unternahm.

Es war der hochwürdige Abt Albert von St. Paul, der am 3. April 1688 seine Reise antrat und über Lavamünd, Windischgrätz, Schönstein, Prassberg, Oberburg, dann über die Alpen nach Venedig reiste. Eine Aufzeichnung dieser höchst mühseligen Tour ist noch im Stifte vorhanden.

Im Anfang — so heisst es darin — ging die Reise „des bessern Wegs und annehmlichen Wetters halber etwas schleuniger von statten“. Bis Laibach bediente sich der hochwürdige Herr blos des Tragsessels zur Weiterbeförderung; von hier ging die Weiterreise auf dem Wasser, während der Reitknecht und der Koch zu Land nach Oberlaibach vorausgeschickt worden waren; den Herrn Prälaten begleiteten ein Geistlicher und der „Herr Sekretari“. Ueber den Laibach-Fluss äusserte sich unser Reisender: „izt bemeltes Wasser hat sich des lang continuirten Regenwetters halber dergestalten ergossen,

dass es auf eine starke Viertl-Meile Wegs erstreckt, und eher einem See als Fluss gleich war.“ In Laibach wurden auch Geldgeschäfte besorgt und „ein Wexl“ per 250 Kronen nach Venedig an Hrn. Antonio Francesco Motti genommen. In Oberlaibach wurden 4 Lehenpferde bestellt, um den anderen Tag nach Görz weiterzureisen.

Der Weg durch den „steinigen Pirnwaldt“ (Birnbauer-Wald) wird als ein „wildter und unfreundlicher“ in den Reiseaufzeichnungen geschildert, und gleicht eher „einer Steinklippe als einen Waldt“. Vom Momente des Eintritts ins „Görzer-Territorium“ erging es besser mit dem Fortkommen, hier endigen auch die Daten über diese gewiss mit vielen Strapazen verbundene, anstrenghende Tour. Was würde Abt Albert, könnte er der Gruft entsteigen, zur Lavantthalbahn sagen?!

St. Paul — St. Andrä — Wolfsberg.

Als Siegfried Graf von Sponheim aus den Rheinlanden in Kärnten einwanderte, heirathete er Richardis, die reiche Erb-Tochter des letzten Grafen von Lavant. Um 1060 legte er hier den Grund zu einer dem Weltapostel Paulus geweihten Kirche. Doch bald darauf unternahm er einen Pilgerzug nach Palästina, von welchem heimkehrend er seinen Tod in Bulgarien fand. Seine trauernde Gattin starb bald nach ihm auf der Rückkehr von ihrer Pilgerfahrt nach St. Jago di Campostella.

Dies bewog Engelbert, den ältesten Sohn, die väterliche Burg zu St. Paul zu Bewahrung theurerer

Erinnerungen in ein Kloster zu verwandeln. Er sandte zu dem Ende seinen Sohn nach Hirschau in Schwaben, um von dort her die Söhne des hl. Benedict nach St. Paul zu berufen.

Abt Wilhelm, berühmt durch alle deutschen Gaue hin, gewährte die Bitte und liess 12 Religiösen nach Kärnten abgehen. Im Frühjahr 1091 übergab Engelbert in Gegenwart seiner Familie, seiner Getreuen und vieler Edlen des Landes dem ersten Abte Wezzelin die Kirche und das Kloster nebst einer reichen Stiftung an Gütern und Unterthanen und zwei Jahre darauf weihte Thiemo, Erzbischof von Salzburg, die neue Stiftskirche feierlich ein.

Die nun bald 800jährige Stiftung gedieh im Laufe der Zeiten zu immer grösserer Bedeutung; doch gingen anderseits die gewaltigen Stürme der Türkenkriege und der Reformation auch an ihren stillen Hallen nicht spurlos vorüber; auch diese Abtei sah düstere kummervolle Tage und das Schwinden von Glanz und Macht. Aber sie erholte sich im 17. Jahrhundert, Dank der ausgezeichneten Leitung durch vorzügliche Aebte — Hieronymus und Albert — bis sie dem Josefinismus zum Opfer fiel und 1782 von der allgemeinen Klosteraufhebung in Oesterreich ereilt wurde.

Beinahe 28 Jahre hindurch standen in Folge dessen die weitläufigen Stiftsgebäude öde, ja verwüstet, bis sie endlich 1809 ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben wurden. Die Zertrümmerung des deutschen Reichsverbandes hatte nämlich in ihrem Gefolge auch

die Auflösung des berühmten Stiftes St. Blasien im Schwarzwalde. Dies war die Veranlassung, dass St. Paul zum zweiten Male seine Bewohner aus dem Schwarzwalde bekam. In treuer Anhänglichkeit an das Haus Habsburg ergriffen die heimatlosen Mönche den Wanderstab und begaben sich, geführt von ihrem ehrwürdigen Fürstbte Berthold Rottler, 1807 nach dem ihnen einstweilen eingeräumten ehemaligen Chorherrnstifte Spital am Pyrh in Oberösterreich, von wo aus sie zuerst das Gymnasium und dann auch das Lyceum zu Klagenfurt (der Hauptstadt Kärntens) übernahmen. Erst im Jahre 1809 wurden ihnen St. Paul und darauf die früheren Studienfondsherrschaften Eberndorf und Pörschach eingeräumt!

Ein Thor in der unteren Umfassungsmauer des Stiftsgartens nimmt uns auf, und wir stehen an dem malerisch gelegenen Teiche und vor dem mächtigen „Hühnerhofe“, dessen Bewohner uns in gemüthlicher Treuherzigkeit umflattern und umgackern. Alle Arten von Hühnern, fremden und einheimischen, Gänse, Enten, Tauben — auch Wildtauben — Truthühner scharen sich um uns und unsern Begleiter, den lebenswürdigen P. Hofmeister Eberhard Katz, der alsbald, Gaben streuend, mitten unter die buntbefiederte Menge hineintrat.

Alle Obstgattungen winken in Hülle und Fülle von den Zweigen, die Beete sind mit Blumen seltenster Art und frischester Farben geschmückt, an dem Südostabhange prangt die goldige Rebe, das Warmhaus birgt der exotischen Gewächse duftenden Wald; über

breit angelegte hellschimmernde Steintreppen erklimmen wir die letzte Terrasse und befinden uns auch schon in der Mitte des Stiftsgebäudes.

Die alte, in dem schönsten romanischen Style mit prächtig erhaltenen Apsiden und Portalen erbaute Kirche — die wiederholt in den Publicationen unseres Wiener Alterthumsvereins und der Centralcommission für Erhaltung der Baudenkmale, sowie in technischen Fachjournalen abgebildet worden — sie ladet uns zu sofortigem Besuche ein. So stylvoll und schön der Eindruck des Aeussern, so lässt das Innere dieser Kirche, an der, wie an so vielen Orten, die Jahrhunderte arg gesündigt haben, gar Manches zu wünschen übrig. Doch der Anfang ist gemacht. Der gegenwärtige hochw. Hr. Prälat Augustin Duda, den ein hoher Kunstsinn und ein reges Interesse für die Vorzeit auszeichnet, er ist eifrigst bestrebt, soweit es die traurigen Zeitläufte gestatten, auch hier, wie bei manch' Anderem, die bessernde Hand anzulegen. Schon sehen wir Glasmalerei, einen stylgerechten Kreuzweg, desgleichen Hochaltar und Anderes mehr. Was unsere Aufmerksamkeit im Innern des Gotteshauses aber am meisten fesselt, sind die Grabstätten der Habsburger, die hier ruhen, und der Stifter. Die Tumba aus rothem Marmor, welche in der Kreuzung der Kirche an der Epistelseite die Stelle andeutet, an welcher in der Gruft unten die Särge der Habsburger ihren Platz haben, sie weist die in weisse Marmorschilder gemeisselten Wappen der Einzelnen und als Krönung eine schön gearbeitete Urne.

Ueber diese Grabstätten siehe die nächste Abtheilung: „Eine Gruft der Habsburger im Benedictinerstifte St. Paul.“

Der hochwürdigste Herr Prälat geht mit dem Gedanken um, die Gruft öffnen, die vorhandenen Gebeine eventuell in neue angemessene Särge verschliessen zu lassen und die Besichtigung dieser dem patriotischen Gefühle so nahestehenden irdischen Ueberreste der Vorfahren unseres erlauchten Kaiserhauses den Besuchern des Stiftes zu ermöglichen. Wahrlich ein den dynastisch treuen und loyalen Sinn des altehrwürdigen Stiftes und seines gegenwärtigen ausgezeichneten Vorstehers auf's Neue in glänzendstem Lichte documentirender Entschluss.

Eine neue Sehenswürdigkeit des an Merkwürdigem und Schönem so überreichen Stiftes!

Kaum weiss man, wo beginnen, wenn man von den Schätzen St. Paul's erzählen will!

Wo blicken wir zuerst hin? In der mit kunstvollst geschnitzten, massiven Holzwandschränken gleichsam getäfelten Sacristei weist man uns die kostbarsten Messgewänder aus dem X. und XI. Jahrhundert, Vespermäntel ganz aus schwerster Goldstickerei, deren drei zusammen nahezu einen Werth von 100.000 fl. repräsentiren; Messgewänder, gespendet von der Kaiserin Maria Theresia und von ihrem Vater Kaiser Karl VI., der dem Stifte St. Blasien ein so ausgezeichneter Mäcen gewesen, Kelche und Monstranzen von immensem Werthe durch künstlerische Arbeit und reale Gediegenheit. Und die schönsten und werthvollsten und kunstvollsten Stücke

sind in der Schatzkammer untergebracht, wo sich das Auge nicht satt sehen kann an der Reinheit der Formen, der Schönheit in der Bearbeitung von Gold und Silber, an der Farbenpracht und dem blendenden Feuer der Edelsteine an Kelchen, Monstranzen, Stäben, Pectoralen und Ringen; Brillanten, Smaragden, Saphire, Chrysolithe, Amethyste von solcher Grösse und Schönheit, von solchem Feuer und solcher Reinheit dürfte man nur selten vereinigt finden. Eine wahre Cimelie in dieser Beziehung ist die Monstranze (gothisch und auf beiden Seiten ausgeführt), die Papst Innocenz XI. dem Stifte St. Blasien geschenkt hat.

Aber wer könnte die einzelnen Stücke alle hier aufzählen?

Das Kunstkabinet zeigt uns die Einfassung zu einem Kreuzpartikel mit ursprünglich 1300 Edelsteinen, von denen viele im Laufe der Zeiten verloren gegangen, doch bei der Menge ist der Abgang heute noch kaum merklich. Wir sehen da Kreuze, eines byzantinisch aus dem 5. Jahrhundert, ein zweites, reich mit Email belegt, aus dem 8. Jahrhundert, ein Diptychon (Reliquiendeckel) mit einem Prachtexemplar eines Rauchtopas in der Grösse eines Hühnereis, dann römische Bronzefiguren, beste Arbeiten der Kaiserzeit, Krüge aus der Steinzeit und dergl. mehr.

Das Münzkabinet ist reich an römischen und griechischen Münzen, die alle wohlgeordnet neben zahlreichen Münzen und Medaillen der Neuzeit und des Mittelalters in Laden verwahrt sind. Dieser

Theil der Sammlungen erhielt vor Kurzem eine werthvolle Bereicherung durch sechs Medaillen des Allerhöchsten Kaiserhauses, die ihm durch das k. k. Oberstkämmereramtsamt eingesendet wurden. Sie stammen aus den Jahren 1869—1881 und bringen nebst Sr. Majestät dem Kaiser noch andere Mitglieder der Allerhöchsten Familie und wichtige Ereignisse aus ihrem Leben zur Darstellung. Fünf dieser Medaillen sind von Silber mit dem ansehnlichen Gesamtgewichte von 446 Gramm. Die sechste ist von Bronze. Die zwei grössten von Silber aus dem Jahre 1869, deren jede 122 Gramm wiegt, verewigen die Anwesenheit Sr. Majestät bei der Eröffnung des Suez-Canals und den Besuch des heil. Grabes in Jerusalem. Die Aversseite zeigt auf beiden Medaillen dasselbe Bildniss Sr. Majestät mit der Randschrift: Franciscus . Josephus . I. D. G . Austriae . Imperator . et . Hungariae . Rex . Apost. Im Revers der Suez-Medaille thront auf egyptischen Tempelruinen die allegorische Figur des Orientes mit einer Flotte zur Linken, die durch diese Ruinen, sowie die zur Linken stehenden Pyramiden als Suez-Flotte gekennzeichnet ist. Unterhalb steht die Legende: Adventus . Augusti . in . Aegyptum . ob . aperiundam . Fossam . Suezianam . 1869. Im Revers der heil. Grab-Medaille steht bei dem siegreich aufgepflanzten Kreuze die Allegorie der christlichen Religion als Schutzfrau der hinter ihr stehenden heil. Grabkirche mit zwei Engeln, deren einer eine Fürstenkrone zu Füßen legt, während der andere anbetet. Zu Füßen ist das Datum: IX. Nov. 1869. Um den Rand läuft die Schrift: Sacrum . Redemptoris . sepulcrum .

post . cruciatus . expeditiones . omnium . Imperatorum .
occidentalium . primus . invisit. Die dritte Medaille, von
Silber, 34·7 Gramm schwer, überliefert der Nachwelt
die Vermählung Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzo-
gin Gisela mit Leopold Maximilian Herzog von Bayern.
Im Avers prangen die vereinten Büsten des hohen Braut-
paares mit der Randlegende: Gisela Erzherzogin von
Oesterreich. Leopold Maximilian Herzog von Bayern.
Im Revers steht ein geflügelter Genius zwischen zwei
Wappenschilden, die von seinen Händen gefasst werden.
Unter ihm liest man: Vermält zu Wien, 20. April 1873.
Aus demselben Jahre stammt die vortrefflich in Bronze
gearbeitete Medaille zur Erinnerung an die 25jährige
Regierungs-Jubelfeier Sr. Majestät. Der Avers trägt das
meisterhaft getroffene Kopfbild Sr. Majestät und die
Umschrift: Franz Josef I. Kaiser v. Oesterreich, Kön.
v. Böhmen etc. Apost. Koen. v. Ungarn. Im Revers sitzt
der Genius von Oesterreich und die Muse Klio, damit
beschäftigt, das abgelaufene 25jährige Jubiläum (2. Dec.
1873) in die Gedenktafel einzugraben. Der obere Rand
trägt die Inschrift: Zur 25jährigen Regierungs-Jubel-
feier. Unter dem Genius steht: 2. December 1873. Aus
dem Jahre 1877 stammt die 85·5 Gramm schwere silberne
Medaille Sr. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Albrecht.
Sie zeigt im Avers die wohlgetroffene Büste des der
österreichischen Armee theuern Erzherzogs mit der Rand-
schrift: Erzherzog Albrecht von Oesterreich, Feldmar-
schall. Im Revers tritt eine aus drei allegorischen Figu-
ren bestehende Gruppe entgegen. Die geflügelte Victoria
schwenkt freudestrahlend den Lorbeerkranz, ein Kriegs-

herold mit dem hochgehaltenen österreichischen Doppeladler stösst in die Trompete und verkündet der Welt die bei Mortara, Novara und Custozza gewonnenen Schlachten, und Klio ist damit beschäftigt, die Geschichte des Kriegshelden vom Jahre 1830—1877 in eiserne Tafeln einzugraben. Unter der Gruppe stehen die unvergesslichen Namen: Mortara, Novara und Custozza. Die jüngste Medaille, von Silber, 81.8 Gramm schwer, verewiget das für die Kaiserfamilie und das ganze Kaiserthum gleich bedeutungsvolle Ereigniss der Vermählung des durchlachtigsten Kronprinzen Erzherzogs Rudolph mit der belgischen Königstochter Stephanie. Der Avers trägt die wohlgetroffenen vereinigten Büsten des hohen Brautpaares mit der Randschrift: Rudolph . Pr . Herz . Imp . Austr . Pr . Reg . Hung . Boh . A . A . et Stephania Belg . Reg . Filia . Im Revers steigt der mit Blumen bekränzte Schutzgeist vom Himmel hernieder, in der Linken die Hochzeitsfackel schwingend und mit der Rechten Blumen ausstreugend. Den grössten Theil des Randes nimmt die Umschrift ein: Matrimoni . juncti . Vindob . X . Maji 1881. Sämmtliche Medaillen sind ein Werk des Künstlers Tautenhayn, mit Ausnahme des meisterhaft gearbeiteten Kopfbildes Sr. Majestät auf der bronzenen Jubiläumsmünze, die aus der Hand Scharff's hervorgegangen ist.

Gemälden begegnen wir in der Galerie und in den einzelnen Gemächern, in der Prälatur und in den sogenannten Gastzimmern, die, nebenbei bemerkt, wunderbar schöne Holzestriche zeigen. Die werthvollsten Stücke sind: Ein überaus schöner mittelalterlicher Flü-

gelaltar, Gemälde von Albrecht Dürer, Holbein, van Dyk u. A.: ein kostbares altslavisches Gemälde auf Holz, „die schwarze Mutter Gottes“ und die Freuden des Jenseits darstellend, mit glagolitischer Inschrift zu Seiten, grosse Wandgemälde von dem Kremser Schmidt, Vorwürfe aus dem alten Testament (besonders die Engel und Frauengestalten in virtuoser Meisterschaft componirt und ausgeführt); Holzschnitzereien, Filigranarbeiten, darunter ein Kreuzweg aus dem 17. Jahrhundert, ein hervorragendes Kunstwerk.

Und nun erst für den Geschichtsforscher und für den Bücherfreund Bibliothek und Archiv!

Die an 19.000 Werke enthaltende Büchersammlung ist von dem gegenwärtigen hochwürdigen Herrn Prälaten in fachmännisch-gediegenster Weise geordnet; sie enthält unter vielen seltenen und interessanten Stücken vor Allem die Gutenberg-Bibel, 42zeilig, für welche dem Stifte von Hofsammlungen bereits Summen bis zur Höhe von 20.000 Gulden geboten wurden.

Das Archiv birgt Schätze aus dem XI. Jahrhundert, und die ältesten historisch denkwürdigen Urkunden sind von dem gewesenen Archivar P. Beda Schroll in den *Fontes rerum austriacarum* als selbstständiger Band publicirt; der gegenwärtige Archivar, Professor und Hofmeister P. Eberhard Katz, hat die systematische Ordnung des ganzen Archivs, das namentlich auch durch die Correspondenzen des XVI. und XVII. Jahrhunderts sehr werthvoll ist, in die Hand genommen und die Arbeit schreitet rüstig fort. Auch das Original der Lorcher Annalen, das P. Eberhard mit den bisherigen

Drucken verglichen und bearbeitet hat, erregt das eminenteste Interesse des Fachmanns.

Was soll ich erst von all dem andern Sehenswerthen in St. Paul erzählen, vom trefflich geleiteten, aus aller Herren Ländern aufgesuchten Convicte (Leiter: Präfect P. Sales Pirc, mein liebwerther Landsmann aus dem Krainlande), vom Gymnasium (4 Classen), an dem die tüchtigsten Lehrkräfte thätig sind, von der rationell betriebenen Oekonomie, von der unter des hochwürdigen Herrn Prälaten eigener Aegide stehenden Obstkultur, namentlich der hochentwickelten Cultur des Apfelbaumes, dessen rothgoldige Früchte (Goldparmänen) bis auf die Tafeln der russischen Gourmands wandern, von der reizenden terrassirten Südpromenade, von dem schönen Convicts-garten u. s. w. Vor Allem, was soll ich sagen und wie könnte ich mich erschöpfen in der Schilderung der Gastfreundschaft und lebenswürdigen Herzlichkeit, mit welcher der Fremde hier aufgenommen wird, so dass er sich alsbald wie unter lauter lieben alten Bekannten findet! Wie schwer fällt die Trennung von St. Paul! Und doch muss einmal geschieden sein.

Man pilgert weiter dem Laufe der Lavant entgegen.

Da ist die erste Rast in St. Andrä, bis in das Jahr 1859 der Sitz des Bisthums Lavant, das in dem genannten Jahre unter dem gefeierten slovenischen Schriftsteller Fürstbischof Slomschek nach Marburg (in der unteren Steiermark) verlegt wurde. Heute ist die bischöfliche Residenz ein Kloster der Jesuiten, die hier das Noviziat und die Scholastiker untergebracht haben. In der abgeschiedensten Ruhe geben sich hier die jungen

Leute den Studien hin und ihre Recreation bilden Ausflüge nach dem eine Stunde Weges entfernten Schlosse Thürn, welches am Fusse der Saualpe liegt und dem Jesuitenorden gehört. Im Kloster von St. Andrä ward ich von dem hochgebildeten und liebenswürdigen Herrn Rector Baron Bülow auf das Freundlichste empfangen und ich traf gleich drei Landsleute, die P. P. Doljak, Lempl, Sajovic zu geistig anregendem Gespräche. Ich fand zwar eine kleine, aber an seltenen Büchern nicht arme Bibliothek, die so ziemlich alle Disciplinen in sich fasst. Im Klostergange sieht man zwei Römersteine, die in neuerer Zeit mit schützendem Anstriche versehen wurden.

Eine reizende Kastanienallee führt von der Residenz zu der in echt italienischem Style erbauten Lorettokirche (der Klosterkirche), die, von 1673—1704 erbaut, einen durchweg festlich prangenden Eindruck macht durch die blendende Helle, die von oben herab einfällt, durch die sinnig feierlich geschmückten Altäre, durch die stimmungsvollen Altarbilder und den weihevollen harmonischen Charakter ihres ganzen Innern.

Die knapp an der Residenz stehende ehemalige Kathedrale, an der man in den letzten Jahren Renovierungsversuche vornahm, weist nichts Besonderes — ausser eine Anzahl interessanter alter Denkmale, u. a. des Bischofs Stobäus von Lavant, welcher ein Zeitgenosse des Kaisers Ferdinand II. und Rathgeber dieses „Gegenreformators“ war. Das Leben und Wirken des Bischofs Stobäus hat der gegenwärtige hochwürdigste Marburger Bischof Dr. Stepischnegg in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ausführlich

geschildert und gewürdigt. Beim Portale dieser früheren Domkirche St. Andrä fand ich einen alten Grabstein als Trittplatte. Die Umschrift ist bis zur völligen Unkenntlichkeit hinweggetreten, nur die Jahreszahl ist, merkwürdig genug, erhalten: MCCCLXI (1361).

Ausser den genannten geistlichen Häusern bietet St. Andrä wenig Interesse; die kleine, am oberen Thore gelegene, ehemals salzburgische, dann cameralistische Herrschaft, heute im Besitze des jovialen dänischen Oberstjägermeisters Herrn von Schütte, zwingt uns, weniger durch ihr unscheinbares Aeusseres, als durch den riesigen dazu gehörigen Complex, namentlich an Wald, unsere Bewunderung ab. Ein gut Theil der am linken Ufer der Lavant sich hinziehenden Koralpe gehört zu der „Herrschaft“, und hat Herr von Schütte in diesem Revier sich ein mit allem Luxus ausgestattetes Jagdhaus erbaut, in welchem auch der „Flügel“ nicht fehlt zur Kurzweil der stets zahlreichen Jagdgesellschaft.

Die Aussicht auf die Jagdbeute begleitet uns aber von St. Andrä nach Wolfsberg, der alten Bamberg'schen Bischofsstadt, denn hier finden sich die weitgedehnten Hochwildjagden des Grafen Henkel Donnersmark, des Baron Herbert u. A. in den ergiebigen Forsten der Sau- und Koralpe.

St. Andrä haben wir von St. Paul „per pedes“ in 2 Stunden erreicht und 1½ Stunde Weges von St. Andrä ab liegt Wolfsberg.

Es ist eine kleine, aber äusserst nette, reinliche und nach Fortschritt strebende Stadt, die ihre Häusernumerirung und Gassenbezeichnung hat.

Da gibt es auch alte Kirchen und Kirchlein, eine Heiligenblutkirche mit der Legende von den drei Hostien, die ein Jude kaufte und schänden wollte und die auf einem Felsen in der Lavant hängen geblieben — das Läuten der „Judenglocken“ erinnert noch heute an die Judenvertreibung im Jahre 1337; da gibt es viele „alte Häuser“ und Reste ehemaliger Befestigung. Alles überragt und krönt aber das herrliche, mit dem raffinirtesten Luxus ausgestattete, im schottischen Hochlandsstyl erbaute Schloss Wolfsberg des Grafen Henkel; es ward 1852 vom jüngst verstorbenen renommirten Wiener Architecten Romano vom Ringe mit Benutzung der alten Bischofsburg renovirt, wobei der mächtige, von 1561 datirende Rundthurm in geschicktester Weise in den Neubau einbezogen wurde. Wenn ich sage, dass das colossale Schloss in seinem ersten Stockwerke allein an 40 Prunkgemächer enthält, alle mit Stuccoarbeit an den Decken, mit den schwersten Damasttapeten, mit Marmorwänden in den Empfangsälen, im Speisesaal und in andern Sälen; dass die Möbel alle aus theuersten Holzgattungen und alle mit schwersten Seidenstoffen, deren Farbe stets mit den Tapeten harmonirt, mit Gold an Kanten und Gestellen versehen sind; dass jedes Gemach mit einem prächtigen Marmorkamin ausgestattet ist; dass die kostbarsten Oelgemälde, die herrlichsten Kunstwerke in Bronze, Marmor, Silber und Gold die Säle und Gemächer schmücken; dass ein Wintergarten von unvergleichlicher Schönheit in Anlage und Ausführung vorhanden ist, so habe ich damit noch nicht im Entferntesten die ganze Pracht

und die ganze Opulenz dieses in der That fürstlichen Schlosses geschildert.

Und das Mausoleum, das Graf Henkel seiner 1857 verstorbenen ersten Gemahlin, geb. Gräfin Hardenberg, hier inmitten des Waldesgrüns hat errichten lassen, es zählt zu dem Grossartigsten, was man in Oesterreich in diesem Genre sehen kann. Auf einem Sarkophage aus blendend weissem Carraramarmor ruht in Lebensgrösse, auf einem Marmorteppich hingestreckt, die schöne jugendliche Gestalt der Dahingeschiedenen, die ein coeur d'ange für die ganze Gegend gewesen ist und heute noch allgemein tief betrauert wird. Das herrliche Denkmal, ein Meisterwerk ersten Ranges, hat der Bildhauer Kiss, ein Schüler Rauch's in Berlin, 1862 gefertigt.

Wolfsberg, der Endpunkt der neuen Staatsbahn in's Lavantthal, wird wie St. Paul das Hauptinteresse dieser Strecke bilden, und wie St. Paul das vollendete Bild eines durch Bestimmung und Geschichte gleich geheiligten geistlichen Hauses ist, so bietet Wolfsberg das Bild eines modernen Heim weltlicher Vornehmheit.

Eine Gruft der Habsburger im Benedictinerstifte zu St. Paul.

Die Eröffnung der im Anschlusse an die Kärnten-Tiroler Linie der Südbahn stehenden „Staatsbahn Unterdrauburg-Wolfsberg“, die am 4. October 1879 in feierlicher Weise stattfand, führte mich in das „Paradies Kärntens“, in das durch die Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Reize, wie nicht minder durch mehrere Stätten voll historischer und kunsthistorischer Denk- und Merkwürdigkeiten und andererseits auch durch seine volkswirthschaftliche Bedeutung, durch wild- und holzreiche Forste und saftige Alpentriften, durch Rind- und Pferdezucht, durch ganz vorzügliche Obstcultur, durch Bergbau- und Gewerbsindustrie ausgezeichnete Lavantthal.

Einen Hauptpunkt touristischen und gelehrten Interesses — nicht zu geschweigen die trefflichste Wirthschaft in allen ihren Theilen — bietet in diesem von den zwei mächtigen Gebirgszügen der Kor- und Sau-Alpe eingeschlossenen schönen Hochgebirgsthale das altberühmte Benedictiner-Stift St. Paul.

Und in diesem an Schätzen der Kunst und der Kunstindustrie reichen Stifte wendet sich der Besucher

wieder und immer wieder zum Anblicke der in den edelsten Verhältnissen erbauten, im romanischen Style gehaltenen Kirche, die zu den ältesten und bedeutendsten kirchlichen Kunstdenkmalen Oesterreichs zählt.

Das Innere dieser in anderer Beziehung bereits mehrfach zum Gegenstande fachmännischer Erörterung und Beschreibung gewordenen Stiftskirche von St. Paul umschliesst die theuren irdischen Ueberreste von einer Reihe Mitglieder unseres erlauchten Kaiserhauses: vierzehn Säрге der Habsburger ruhen in dem Gruftgewölbe dieses Gotteshauses.

Da in den einschlägigen Publicationen über die Gräber und Grüfte der Habsburger dieses „Schatzes“, den das bisher dem Weltverkehre entrückt gewesene Lavantthal birgt, nur sehr vorübergehend und in wenigen Zeilen gedacht worden, so mag es heute, wo nun auch für dieses „stille Thal“ eine neue Aera angebrochen, wo auch hieher sich gar bald ein voller Strom von Touristen lenken wird — liegt ja doch das Lavant-Thal in dem bei Naturfreunden so hochbeliebten Kärntnerlande — so mag es heute an der Zeit sein, die weiteren Kreise und insonderheit die Bewohner Oesterreichs auf die Stätte aufmerksam zu machen und diese näher zu schildern, die die Gebeine früher Vorfahren unserer erhabenen Dynastie als ein durch besondere Fügung überkommenes Vermächtniss treu bewahrt.

Das 1091 von den Grafen von Sponheim gegründete Benedictiner-Stift St. Paul war 1786 in Folge der allgemeinen Klostersaufhebung (von 1782) gleichfalls von seinen Bewohnern verlassen worden, und es standen seine

weiten Hallen bis an den Ausgang des ersten Decenniums unseres Jahrhunderts leer.

Da erfolgte durch Napoleon I. die Vertreibung der Benedictiner von St. Blasien im Schwarzwalde, und Kaiser Franz, der hohe Gönner dieses ganz vorzüglich im Erziehungsfache bewährten Ordens, wies den Flüchtigen unter Anderem auch die alte Stiftung in St. Paul als neues Heim gnädigst an.

Im Jahre 1809 kamen die „Blasianer“ unter Führung ihres gelehrten Fürst-Abtes Berthold Rottler aus dem hercynischen Walde in das „Gartenthal Kärntens“, und sie brachten, wie ein ihre Ankunft hier feierndes zeitgenössisches Gedicht sich ausdrückt, „mit ihr grösstes Heiligthum: Habsburger Ahnen Asche“, die Leichen, die kurze Zeit vorher, 1771, in pomphaftem Zuge von Basel und Königsfelden nach St. Blasien waren übertragen worden.

Gleich den übrigen „Schätzen“, die die Vertriebenen mit in die neue Heimat gerettet, haben sie auch die Gebeine der Sprossen des Allerhöchsten Kaiserhauses nur auf Umwegen durch die Schweiz nach Oesterreich, beziehungsweise nach dem Kärntnerlande bringen können und dieselben alsbald nach der Ankunft in dem Gruftgewölbe der Stiftskirche unter dem Hochaltare derselben geborgen.

Hier ruhen sie heute noch, wenngleich eine Tumba aus rothem Steine in der Kreuzung der Kirche auf den ersten Blick annehmen liesse, dass an dieser Stelle die Ruhestätte der Habsburger sei.

Die Gruft der Habsburger in St. Paul enthält demnach sämtliche aus St. Blasien hiehergebrachte Gebeine, und wollen wir in der Aufzählung und Beschreibung der Leichen, wie sie 1771 protokollarisch aufgenommen und intact 1809 hieher überführt worden, chronologisch vorgehen.

Es ruhen hier:

1. Anna, die erste Gemahlin Rudolfs von Habsburg, gestorben zu Wien 16. Februar 1281 und begraben in Basel 19. März 1281. Im Jahre 1356 verheerte ein Erdbeben einen Theil der Stadt Basel. Die Leichen der daselbst beigesetzten Habsburger blieben unbeschädigt, nur der Sarkophag der Leiche Anna's wurde zertrümmert. Den neuen Sarg, der sohin gemacht worden, eröffneten 1510 die Chorherren von Basels Münsterkirche, und es zeigte sich auf dem Haupte der Königin eine silberne und vergoldete Krone, und ein kostbarer Halsschmuck hing ihr auf die Brust herab. Als die Grabstätte 1771 wieder geöffnet wurde (behufs Uebergabe an die Blasianer), da waren die Kostbarkeiten verschwunden. Das Haupt Anna's ruhte auf einem grünen Polster, die Gebeine waren in guter Ordnung und grösstentheils mit einander verbunden und mit einer tiefbraunen Haut überzogen, welche Färbung dem Einbalsamiren zuzuschreiben ist. Die Körperlänge mass 5 Fuss 3 Zoll (französisch).

2. Hartmann, ein Sohn Rudolfs und Anna's, geb. 1263, der 1281 — bereits verlobt mit Johanna, der Tochter Eduards I. von England — als 18jähriger Jüngling mit zehn Edelleuten bei der äus-

seren, nächst dem Kloster Rheinau unweit Schaffhausen über den Rhein führenden Brücke durch den Eisstoss mit dem Ueberfuhrschiffe unterging. Der Sarg birgt seine Eingeweide.

3. Carl, ein Sohn Rudolfs und Anna's, geb. zu Rheinfelden am 14. Hornung 1276, getauft am 4. April und bald darauf gestorben; an der Leiche erscheint weder der Kinnbacken zusammengewachsen, noch das Blättlein auf dem Haupte geschlossen. Nur der Anfang zweier Stockzähne bemerkbar, die anderen Höhlen für die Zähne leer.

Hartmann und Carl ruhten vorher in Basel neben der Mutter. Aus Königsfelden kamen sie nach St. Blasien, beziehungsweise nach St. Paul.

4. Elisabeth, die Tochter des Herzogs Meinhard von Kärnten und Grafen von Tirol, geb. 1263 und in ihrem 13. Lebensjahre an Albrecht I., römischen König, vermählt. Nachdem ihr Gemahl 1308 durch verruchte Hände ermordet worden war, erbaute sie an dem Orte, wo die grausame That geschehen, in Königsfelden, das gleichbenannte Stift. Sie starb 1313 zu Wien und wurde anfänglich hier bei den Minoriten begraben, drei Jahre später aber, wie sie es lebend gewünscht, nach Königsfelden übertragen.

Ihre Leiche ruht in einem schlichten Sarge, der mit Rindshaaren einige Zoll hoch angefüllt worden — ider weiten Reise wegen — das Gerippe ist überdies n ein Leintuch gehüllt und in natürlicher Lage befunden worden. Der Sargdeckel weist in Blei gegossen die Aufschrift: „Elisabet Regina Romanorum“.

5. Leopold der Glorreiche, Sohn Albrechts und der Elisabeth, geb. 1292, gest. 28. Hornung 1326 zu Strassburg; er hatte zur Gemahlin Katharina, Tochter Amadeus' V., Grafen von Savoyen. Sein mit Asche und Kalk bestreuter Leichnam weist bei sechs Zoll langes rothes Haupthaar, die Gebeine, in guter Ordnung, ruhen in einem mit Kalbhäuten überzogenen Sarge, darauf die in Blei gegossene Aufschrift: „Leopoldus Dux Austriae“.

6. Heinrich der Annehmliche (Placidus), Bruder Leopolds des Glorreichen, geb. 1299, vermählt mit Elisabeth Gräfin von Virnenburg, in der Schlacht bei Mühldorf 1322 überwunden und gefangen, gest. 3. Hornung 1327. Sein Leichnam ward zuerst in Graz bei den Minoriten beigesetzt, dann nach Königsfelden überführt. Der Sarg, mit Kalbleder überzogen, trägt die Inschrift: „hainricus dux austriae“. Alle Gebeine lagen in Riedheu und unverrückt in schönster Ordnung.

7. Gutta, Albrechts I. dritte Tochter. 1316 mit Ludwig Grafen von Oettingen vermählt, gest. in Wien 5. März 1329. Ihr stark verwester Leichnam zeigt rothes Haupthaar; die an den Gebeinen vorfindlichen Kleidungsstücke sind aus schwarzgelb gestreiftem und geblumten Seidenzeuge; die Inschrift auf dem Sargdeckel lautet: „GVUTA . . . (Comi) TISSA DE OTINGEN SOROR . DVCVM . ISTORVM“.

8. Katharina, Gemahlin Leopolds des Glorreichen gest. 1326 — die in guter Ordnung erhaltenen Gebeine in Riedheu; die Kleidung aus Seide noch ganz gut,

erhalten; die Inschrift: „Catharina relicta quondam D. Leopoldi Ducis Austriae.“

9. Elisabeth, Tochter Ruperts Grafen von Virnenburg, Gemahlin Heinrichs des Annehmlichen, gest. 1343. Ihre Gebeine, mit Asche und Kalk überschüttet, erscheinen zum Unterschiede von den übrigen, die sorgfältig des Transportes wegen in Haare, Heu oder Gras gebettet worden, nur in ein dünnes Leintuch gehüllt, was die Annahme zu bekräftigen vermag, dass Elisabeth die letzten Lebensjahre im Stifte Königsfelden zugebracht.

10. Katharina von Kussy, Tochter Leopolds des Glorreichen und der Katharina von Savoyen, vermählt an ein Mitglied der schon im 11. Jahrhunderte in Frankreich berühmt gewesenen Familie der Kussy. — Ihre Gebeine, unverrückt und sorgfältig mit Heu verwahrt, weisen ganze Kleidung, auf dem Haupte einen braunen (ehemals vielleicht schwarzen) Seidenflor; die Tracht der Edeldame ist gleich der der Schweizer Mädchen ihrer Tage.

11. Elisabeth oder Isabella, Herzogin von Lothringen, zweite Tochter Albrechts I., 1304 zu Nancy an Friedrich den Streitbaren vermählt, der 1328 in der Schlacht bei Lassel gegen die Engländer fiel. Elisabeth starb am 19. Mai 1352. Ihre Gebeine, die den Chorherren von Nancy durch päpstliches Schiedsgericht genommen wurden, zeigten sich bei der Ueberführung aus Königsfelden nach St. Blasien in Unordnung und in einem kleinen Kästchen verwahrt.

12. Agnes, die älteste Tochter Albrechts I., geb. 1280, schon in ihrem 16. Lebensjahre an Andreas III.,

König von Ungarn, vermählt. Da nach dem Tode ihres Gemahls 1302 in dem Kriege zwischen Wenzel von Böhmen und Carl Robert von Apulien Albrecht I. auf die Seite des Lezteren trat, nahmen die Ungarn Agnes und ihre Stieftochter Elisabeth gefangen, mussten sie aber bald, durch Waffengewalt genöthigt, wieder freilassen. Agnes, der Welt überdrüssig, verliess Wien und zog nach Königsfelden, wo sie 1364 ihr Leben als 84jährige Matrone in Gottseligkeit beschloss. Ihr Gerippe ruht in einem mit dem ungarischen Wappenschilder geschmückten Sarge in einem Ordenskleide der Nonnen von Königsfelden und mit drei Stricken über die Arme, Lenden und Füße gebunden.

13. Leopold III., der Fromme, jüngster Sohn Albrechts des Weisen, geblieben 1386 in der Schlacht bei Sempach im 36. Lebensjahre. Sein Leichnam ward in das Kloster Königsfelden vom Schlachtfelde weg in einem mit Sand ausgefüllten Sarge getragen, und fand man (1771) bei seinen Gebeinen einen Theil des Schwertes, das er in der Schlacht bei Sempach getragen. (Seine Gemahlin Viridis von Mailand, vermählt 1376, ruht im ehemaligen Cistercienser-Stifte Sittich in Unterkrain, wo noch heute in der Pfarrkirche [ehemals Stiftskirche] ihr Grabstein mit dem Wappen ihres Hauses — der Visconti — zu sehen ist.)

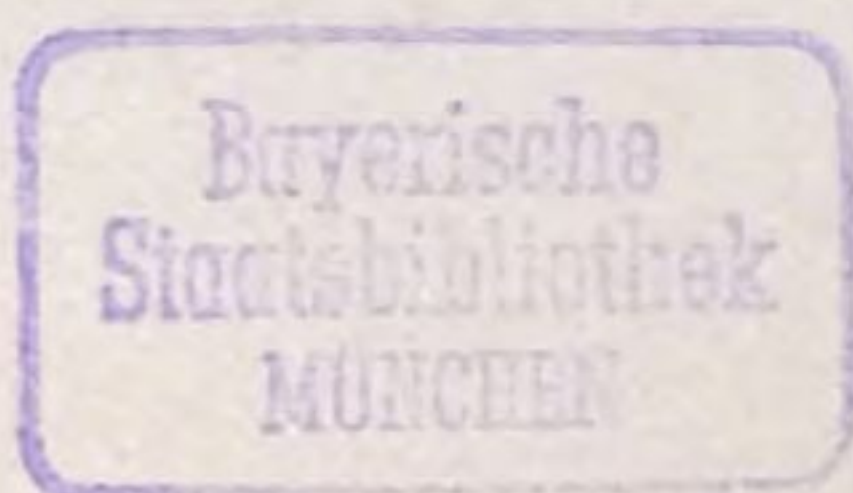
14. Der Sarg Friedrichs (Sohn König Friedrichs), gest. 1321 oder 1322. Sechs Bretter mit der Inschrift: „Fridericus filius f. regis Romanorum.“ Die Feuchtigkeit der Gruft in Königsfelden hatte die zarte Leiche des jungen Prinzen zerstört.

Zu diesen eben aufgezählten Resten und Erinnerungen an die erlauchten Vorfahren sollten, wie ich einer Aufzeichnung des gelehrten Professors und Conventualen von St. Paul Namens Scheichenberger entnehme, 1818 durch die Huld und Gnade Sr. Majestät des Kaisers Franz I. auch noch die Gebeine Rudolfs I. und Albrechts I. hinzukommen; weshalb und wieso dies unterblieb, darüber findet sich keine nähere Angabe.

Ein Kärntner Prälat des 17. Jahrhunderts.

Das blau-grüne Alpenländchen Kärnten, das mit seinen hervorragenden landschaftlichen Schönheiten und historischen Merkwürdigkeiten, Dank der rascheren Communication unserer Tage, durch die vorzüglich schönen „Linien“ der Süd- und Rudolphsbahn immer mehr und mehr und in immer weiteren Kreisen bekannt und beliebt wird, das Jahr um Jahr von einem grossen Zuge von Touristen aufgesucht und von stabilen Sommergästen an seinen malerischen Seeufern besetzt wird, das reizende Alpenländchen, dessen biedere Bewohner in Tracht und Sitte, in Lied und Sprache noch so viel altes Volksthum bewahrt haben; das liebe Kärntnerland, es birgt, wie bereits im Vorgehenden erwähnt, in einem seiner schönsten Alpenthäler, im Lavantthale, dem „Paradiese Kärntens“, die altehrwürdige Benedictiner-Abtei St. Paul, die durch ihren allzeit bewährten wissenschaftlichen Geist berühmt geworden in allen Landen.

Der nicht genug zu schätzenden Auszeichnung theilhaftig, ein „Hausfreund“ dieses durch Alter und durch Verdienste gleich merkwürdigen Stiftes mich nennen zu dürfen, bin ich durch wiederholten Aufenthalt



dasselbst in die Lage gekommen, das reichhaltige und eben in Neuordnung begriffene Archiv von St. Paul näher kennen zu lernen.

Und da zog mich vor Allem, schon wegen der vielseitigen Relationen der Abtei mit dem Nachbarlande Krain — meiner Heimat — vor Allem die mehrere Hunderte von Briefen zählende Correspondenz des gelehrten Abtes Albert Reichardt (1677—1727) an, der mit den bedeutendsten Männern Oesterreichs seiner Zeit, namentlich aber auch mit allen hervorragenden Persönlichkeiten Kärntens und der Nachbarlande in dem innigsten und vertrautesten Briefwechsel stand.

Ich will es versuchen, in nachstehenden Zeilen aus diesen Correspondenzen ein kleines Culturbild jener Tage zu zeichnen, wie es sich aus einzelnen Mittheilungen in diesem Briefwechsel uns lebendig und farbenreich entgegenstellt.

Die Briefe der hohen geistlichen Würdenträger, mit denen Abt Albert correspondirte, die Briefe des Cardinals Aguire (in Rom) und Graf Goëss (in Gurk), des Erzbischofs Max Gandolf von Salzburg (zu dessen Erzdiöcese St. Paul gehörte), des Bischofs von Wien, des unvergesslichen Vertheidigers der Residenz bei der Türkenbelagerung 1683, von Kolonitsch, des Bischofs von Bamberg (der im benachbarten St. Andrä Besitzungen hatte — wo heute die Väter der Gesellschaft Jesu ihre grosse Studienanstalt besitzen), die Briefe der Bischöfe von Seccau (in Steiermark) und Laibach (in Krain), der Pröpste und Aebte der benachbarten Klöster und Stiftungen: sie behandeln zumeist ernste politische oder

kirchliche Fragen, die ausserhalb des Rahmens dieser Darstellung fallen.

Doch auch Briefe von Prälaten und Pröpsten, sowie von den Vorsteherinnen der weiblichen Klöster des Landes und der Nachbarlande, dann aber zuvörderst Briefe von Cavalieren, Stiftsverwaltern, Gutspächtern und andern Personen aus dem Laienstande sind es, die uns die buntesten Steinchen zu unserer Mosaikarbeit liefern.

Die Steuerangelegenheiten des Landes bildeten in jenen Tagen der fortwährenden Türkenbedrängniss nicht nur den rothen Faden aller Landtagspostulate und Landesanlagen, sondern auch den Gegenstand lebhafter Erörterungen in den Briefen der Prälaten unter einander, und wir begegnen in Bezug hierauf in dem Schreiben des Propstes Martin von St. Andrä (1685) der charakteristischen Stelle: „fündte aber nit, auss was frembder Schuld die Kloster für andere bezalen sollen“, da es sich um eine bedeutende Steigerung in dem Voranschlage der Steuern für die Stifte gehandelt hatte.

Doch wenden wir uns von dem Ernsten zu dem Heiteren, und dessen gibt es viel in unseren Briefen.

Ein frischer Humor, dieses Charakteristikon in der Schreibweise jener Tage, geht durch die meisten Briefe und steigert sich in seiner Wirkung auf uns, die heutigen Leser dieser vergilbten Schreiben, vielfach auch durch die drastische oder derbe Schreibweise der Zeit, in der die Briefe entstanden sind.

Abt Albert hatte in seiner Jugend in Salzburg studirt. Eine nette Reminiscenz daran findet sich in

dem Briefe des Propstes von Gmünd, Christoph Priggl, (1686): „Wie viel Weinzettl hab ich Euer Hochwürden zu Salzburg im Collegio entzogen“, dafür aber möchte der „Erzpriester“ den jetzigen Prälaten Albert „nur einmahl persönlich bei sich in Gmünd bedienen, so stürb ich“, sagt er, „viel desto leichter“.

Die Priorin von Mahrenberg, Maria Susanna, bittet (1687) um den „vertrösteten Luttenberger“ Wein (die beste steierische Sorte — schon im Mittelalter auch ausserhalb Oesterreich hochberühmt) und versichert dem Abte von St. Paul, dass solcher Wein in ihrem „Klösterl“ zu keinen andern Zweck als zu denen Medicamenten angewandt werden soll.

Die Aebtissin von St. Georgen am Längsee, Maria Cäcilia, wünscht am 15. Februar 1691 „bey ereignender Gelegenheit eine glückselige Faschingzeit“, „dass Sie (der Abt) dergleichen viel regalbare noch selbst verlangend erspriessliche Vergnügung zu erleben haben“.

Und die Erheiterung that wahrlich Noth, denn kurz vorher hatte man in St. Paul den Schrecken eines heftigen Erdbebens durchgemacht; der Prior von Seitz (Carthause in Untersteiermark) condolirt nämlich unterm 1. Januar 1691 von Herzen wegen der Erderschütterungen (*de terrae motibus animitus condoleo*).

Der College von Ossiach (am melancholischen Ossiacher See), Abt Edmund, sendet (Juni 1691) 3 stücklein Seekarpfen; er bedauert, dass sie nicht grösser sind, er hätte gern „mit einem oder dem andern stückh Lachsferchen (Lachsforelle) dienen mögen, hätte es gerne überzolen wollen“.

Der Prior von Seiz, der oben erwähnte, versichert im Februar desselben Jahres (1691), dass, sobald der ihm von Wien treu verheissene Hausen ankommt, er ihn sogleich nach der (damals stiftl. St. Paulischen) Herrschaft Faal senden werde. Er habe zwar früher einige Hausen überkommen, weil aber selbige in der heissesten Sommerzeit eingesalzen worden, so seien sie ziemlich „schmirgelt“ (übelriechend) worden und so habe er einen Theil umsonst, andern um wenig Werth in Marburg weggeben müssen.

Der Priorin vom Kloster Maria Loretto, der Maria Rebecca, hat Abt Albert ein „statliches khalb“ geschickt, sie dankt ihm dafür und versichert ihn, dass es „in (auf die) Gesundheit Jhro gnädigen hochw. Herrn (Prälaten) solle verzehrt werden“.

Ein derber Briefschreiber ist der Propst von Teinach, Carl Ludwig Klier. Auf die Frauenwelt ist er schlecht zu sprechen. Da schreibt er einmal: Mulier est importunum malum! (Das Weib ist ein ungelegenes Uebel!) Ja selbst die Nonnen kamen bei ihm schlecht weg, natürlich nicht im geistlichen Sinne, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Frauen.

Unser Propst von Teinach schreibt diesbezüglich an den St. Pauler Prälaten wörtlich wie folgt: „Es ist leichter ein khorb voll flö zusammen zu hueten, als dergleichen nunnen recht zu thun.“

Für seine Verwandten ist aber der genannte Propst liebevoll fürsorgend. So bittet er den Abt von Pt. Paul, seinen Neffen in die Studien zu St. Paul aufzunehmen

und ihn auf keine andere Akademie zu schicken. Denn er habe es erfahren, „welch' ausgezeichnete Philosophen und Theologen aus der St. Pauler Schule hervorgehen.“

Und ein echt menschliches Rühren erfasste den „Teinacher“, da er die Commission erhalten hatte, einen scharfen Auftrag (der Oberen) gegen den Fürstbischof von Lavant auszuführen. Der Bischof war schwer krank, und da schreibt der Propst Klier an Abt Albert, „wenn er (den Auftrag) ausführen würde, glaube er, der Fürst (-bischof) müsste vor Schmerz sterben; er werde einen andern Weg einschlagen, damit man nicht den guten Fürsten mit so viel Rumor aus der Welt verliere.“

Wer von den „Kameraden“ der benachbarten Stifte je in St. Paul gewesen, erinnert sich in den Schreiben dankbarst des hier genossenen Aufenthaltes, so z. B. schreibt der Prälat von Rein (Cistercienserstift in Steiermark), der gelehrte Alan (d. d. Graz, 13. Juni 1691), da er seinem Freunde Albert über die Fahrt von St. Paul nach Graz berichtet: „Khan nicht geschweigen, wie tröstlich der Carnerische Johannes-segen (Trunk) gewirkt.“

Aber nicht blos die Prälaten und Pröpste der drei Lande Steiermark, Kärnten und Krain standen zu unserm Abte von St. Paul in den freundschaftlichsten Verhältnissen; auch die Cavaliere von weit und breit hatten ihre intimen Beziehungen zum Stifte und seinem gelehrten und lebenswürdigen Vorstande.

Wie sicher der Adel sein Geld beim Stifte angelegt wusste, erhellt aus den wiederholten Briefstellen, wo Cavaliere (Graf Attems, Graf Ursenbeck u. A.)

Fideicommiss - Capital, das sie bisher bei der kärntnerischen Landschaft angelegt hatten, wo sie 5 Perc. bezogen, nun in das Stift gaben und zwar zu nur $4\frac{1}{2}$ Perc.

Hans Ernst von Ruestorff theilt dem Prälaten mit (1687), dass ihn Gott der Allmächtige wiederum mit einem Sohne begnadet habe; „er möchte ihn wieder in der hl. Taufe halten und mit der begnadenden Präsenz condecoriren“.

Graf Thurn und Valsassina in Bleiburg dankt dem Abt zuerst für die „überschickten stattlichen Schildkröten“ und setzt dann bei: „vor den Abriss“ (eine Zeichnung) bedanke ich mich auch höflichst“.

Der Graf Vrsini-Rosenberg bittet den Prälaten „umb sein votum wegen einer der vacirenden (freigewordenen) Verordneten Stöllen bei der Landschaft“. Postscriptum: „Sofern etwan der Rephuhnerfang im Lavantthal besser ist, als der herobige (bei Klagenfurt), bitte ich wol Euer Hochwürden meiner in bestem eingedenk zu sein“.

Derselbe Cavalier trägt „eine schöne und waggere junge Carst-Stutten *) zum Tausch für ein anderes Pferd“ an. „Habe vernommen“ — fügt Graf Rosenberg

*) Die Carstpferde waren schon im Alterthume sehr berühmt wegen ihrer Ausdauer und Tüchtigkeit. Im Jahre 1580 errichtete Erz h. Carl von Innerösterreich am Carste das Hofgestüt Lippiza, das 1880 sein 300jähriges Jubiläum feierte, aus welchem Anlass das k. k. Oberstallmeisteramt in Wien ein Prachtwerk: Das Hofgestüt Lippiza (von Hofsecretär J. Auer) edirte.

bei — „dass der Herr Prälat einen ganzen Zug Pferd Schimmel aufzustellen hab, frag, wie theuer sie sind“.

Johann Heinrich Graf Attems (in Kollegg) will mit zwei oder auch mehreren Lageln „pesten rothen revosch (Refosco-Wein aus Istrien) dienen“.

Graf Ratka (ein Ungar) will einen Sohn in die Studien nach St. Paul bringen und sagt ganz naiv: wenn es ohne Kosten geschehen könnte, so wäre es um so besser (*si autem sine solutione id fieri posset, eo melius esset*).

Philipp Valentin Freiherr von Sigerstorff notificirt dem Abt Albert (1686, 25. Mai, Klagenfurt), dass er sich mit Maria Magdalena Freile Gräfin v. Lamberg versprochen habe; „er möge ihm zwei gleiche Rappen, die ihm (Schreiber) in seinem Zuge mangeln, überlassen“, und schon unterm 10. Juni d. J. treffen wir den Bedankbrief desselben Freiherrn, „dass der Abt ihm die Rappen erfolgen lassen“.

Der Pragwalder Graf Schrattenbach möchte gerne zum Schiessen nach St. Paul kommen, aber es haben sich bei ihm gerade auf den kommenden St. Lorenzentag (10. August) die beiden aus dem Bade (Rohitsch?) nach Hause (nach Krain) reisenden Fürsten Auersperg zu Besuch ansagen lassen (3. August 1689).

Im selben Jahr (25. März) hat der Graf Friedrich Rosenberg dem Prälaten Albert mitgetheilt, „dass, Gott sei Lob und Dank, nunmehr Canischa (die Grenzfestung gegen die Türkei) schon unser ist. . . . zweifle nicht“,

setzt er bei, „dass sich Euer Hochwürden gegen mir einstellen werden, zumahlen diese Uebergab dem Kloster St. Paul zu einem grossmächtigen Vorthail gedient.“

W. Z. von Otternfels theilt aus Klagenfurt (18. Nov. 1690) mit: „Wie von hoher Hand berichtet wird, solle Siebenburgen von Tekelli quittirt und selber mit khumberlicher Salvirung das Mehreste von Proviant, Munition und Bagage zurückgelassen haben.“

Auch mit dem Kaiser Leopold correspondirte Abt Albert, und wir finden ein Briefconcept von 1709, worin er dem Monarchen antwortet, dass er trotz eifriger Nachforschung die gewünschten Daten über die Harrach'sche Familie weder in dem landschaftlichen Archiv für Kärnten, noch in seinem Kloster habe finden können.

Zum Schlusse stossen wir noch auf zwei Schreiben des aufrichtigen Teinacher Propstes. In dem einen bittet er den Prälaten, wenn er ihm Wein schicke, so möge er die Verordnung thun lassen, dass derselbe nicht in Völkermarkt übernachten dürfe, denn das sei nicht sicher, die Völkermarkter verstünden das Wunder von Canna in Galliläa. Der Wein repräsentirte die Interessen für das Capital, das Propst Klier in St. Paul liegen hatte, und da der St. Pauler Stiftswein, der sich einer ausgezeichneten Güte erfreut, dem Teinacher sehr mundete, so fordert er den Prälaten auf, noch mehr capitalia von ihm zu nemen, „werde ich endlich“ — schliesst er das Schreiben — „auch selbst anfangen (ordentlich) wein zu trinkhen, dass ich noch mehr wein brauche vnd allzeit das Interesse versauffen würde.“

In dem andern Briefe (den wir meinen) macht er dem Prälaten Albert, der sich eben in der Villeggiatur in Möchling (auch in Kärnten) befand, die confidentielle Mittheilung, dass ihn (Albert) zwei Damen besuchen wollen. „Wann Euer Hochwürden“ — setzt der damenfeindliche Propst bei — „diese visita ungelegen khäme, können Sie mir vnmassgeblich schreiben, dass dieselben morgen mit Herrschaftsbeschäftigung occupirt in provincu der Abreiss stehen vnd sie nach St. Paul nach Ihrer Gelegenheit einladen.“

Ausser den in vorstehenden Zeilen ausgehobenen Briefstellen gäbe es deren natürlich noch in Hülle und Fülle, die nach der und jener Richtung hoch zu interessiren geeignet erscheinen würden, so z. B. die Notiz des Abtes Wilhelm von Viktring (in Kärnten) mit dem Rathe, Schriften, welche nach Rom bestimmt seien, in italienischer Sprache [abfassen zu lassen, „alias“ schreibt er — „vix ullus ex Cardinalibus aut aliis officialibus legendi affectum habebit, si autem in stylo Italico vertatur libentius legunt et magis capiunt, fortius moventur“ (die Cardinäle und andern Bediensteten des Papstes würden Italienisches lieber lesen und leichter dahin gebracht, wohin man sie bringen wollte), oder die Notiz, dass der Abt von St. Peter in Salzburg für die Wallfahrtskirche Maria Hilf nächst der Propstei Wirting (im Görtschitzthal) einen Beichtvater von nöthen hätt, der die windische Sprache (slovenisch) sprechen könnte, „um die ankommenden Windischen (Slovenen) Beicht hören zu können“.

Doch wollten wir derartige schon in die politische Geschichte hineinragende Details näher erörtern, ja nur stellenweise ausheben, wir würden mit dem uns zugemessenen Raume lange nicht auskommen.

Es genüge das Vorstehende, um auf die verschiedensten socialen Verhältnisse der Tage Abt Albert's ein Schlaglicht zu werfen.

Das Schloss Hochosterwitz der Khevenhüller 1871.

Seit die Kronprinz-Rudolfsbahn, der die Natur das Privilegium ertheilt zu haben scheint, auf allen Strecken nur pittoreske Landschaften zu durchziehen, in der Richtung von Villach nach St. Veit, der alten Hauptstadt des Landes, verkehrt, haben es die Freunde mittelalterlicher Denkmale leicht, eines der schönsten, wo nicht das schönste noch existirende und in den letzten Jahren nach und nach wieder hergestellte solche Denkmal in Oesterreich, das romantische Schloss der Khevenhüller, das durch Sage und Geschichte gleich merkwürdige Hochosterwitz, zu besuchen. Von Villach fährt man fünf Stationen (etwa drei Stunden) durch die herrlichsten Gegenden, unter Anderm an dem eigenthümlich schönen Ossiachersee, mit seinem alten Kloster an dem Ufer drüben, vorbei bis Launsdorf, welches in einem malerischen, ringsum von einem an Abwechslung reichen Panorama höherer und niederer Gebirgszüge umgebenen, ziemlich weiten Thale gelegen ist.

Wahrhaft frappirend wirkt aber auf den in diese Landschaft Tretenden ein unmittelbar hinter dem Bahnhofe sich präsentirender steil abfallender Waldberg, auf seiner Spitze und an den Abhängen mit einer Fülle

von Mauerwerk, von Thürmchen und Thoren, Gallerien und Balconen u. s. w. u. s. w. ausgestattet; es ist Hochosterwitz, das uns mit dem Doppelgesichte stolzer Herrlichkeit und gemüthvoller Freundlichkeit zugleich von da oben grüsst und zum Besuche einladet.

Wir folgen gerne!

Ein bequemer Fahrweg führt vom Fusse des über die Thalsohle bei 600' ansteigenden Triaskalkkegels denselben in mehreren Windungen umkreisend, zuerst in weiten Bogen, dann eine Zeit parallel laufend, zur Burg hinan, die, wie sie sich im Ganzen und in den Details zeigt, Dank der wahrhaft ausgezeichneten Fürsorge des vorletzten Besitzers, Feldzeugmeisters Grafen Khevenhüller, ein höchst instructives Denkmal mittelalterlicher Befestigung darstellt. Wir passiren auf diesem Wege vierzehn sogenannte Thorhäuser, theils grössere, theils kleinere, mit oder ohne Waffenplatz in ihrem Innern; Schusscharten, Schusspalten, Zinnen, Alles ist wohl erhalten, und auch die innere Eintheilung, die Gemächer, ja die Herde sind noch zu sehen.

Vor mehreren dieser Thorhäuser sind über gähnende Schluchten Brücken gespannt, auch findet man da und dort Spuren von Zugbrücken und bei einem Thore sieht man noch heute ein Fallgitter. Ober den meist sehr grossen Thoren finden sich regelmässig Denksteine mit Inschriften biblischen oder profanen Inhalts eingemauert und über oder unter denselben Brustbilder von Rittersleuten in Stein gehauen oder Darstellungen biblischer Gestalten.

Besonders schön gearbeitet ist das Brustbild des Georg Khevenhüller, Präsidenten des Landes Kärnten, welcher, wie eine lateinische Inschrift besagt, „in Friedenszeiten bedenkend den Krieg“, dieses Schloss dem Vaterlande Kärnten und den Seinen zum Schutze gegen den gemeinsamen Feind (den Türken) befestigt hat (1582), das Bild, das den edlen Ritter mit Harnisch und Halskrause, das Haupt ohne Helm, in der Hand den Commandostab darstellt, ist aus weissem Marmor und steht zwischen zwei cannelirten Säulen in einer Nische.

Andere Darstellungen über diesen Thoren weisen Christus den Herrn, Engel, die Zeitenuhr, den Glauben u. s. w. u. s. w., auf den Thorflügeln sind zum Theil noch Malereien von Engelsköpfen u. dergl. erkennbar, wie auch hie und da auf dem Mauerwerk noch Spuren von Fresken zu entdecken sind, so gleich beim ersten Thore, wo man bei etwas reger Phantasie noch rechts und links die Umrisse von Landsknechtfiguren mit hochgeschwungenen Fahnen im Geiste herstellen kann. An diesem ersten Thore ist auch nahe am Boden rechts „Der wilden Männin Steinbild“, der Margaretha Maultasch, Bildniss angebracht, welcher man noch heute Beziehungen zu Hochosterwitz beilegt und nacherzählt, nachdem dieselben von der kritischen Geschichtsforschung längst in das Gebiet der Sage, und zwar der ganz grundlosen Sage verwiesen worden sind.

Der Osterwitzer bleibt dabei, dass Margaretha Maultasch „auf ihren Verheerungszügen durch Kärnten“ — die alle der verewigte Freiherr von Ankershofen, der gründlichste Kenner kärntnerischer Geschichte, als Fabeln

erwiesen hat — auch die Burg Hochosterwitz, und zwar durch mehrere Jahre vergeblich belagert habe, bei welcher Erzählung dem sonst ziemlich aufgeweckten jungen Führer das Malheur passirt, dass er das Märchen noch dazu in das 15. Jahrhundert verlegt, da doch bekanntlich Margaretha Maultasch im 14. Jahrhundert lebte.

Wir haben im Thorweg des letzten Thorhauses diesen Cicerone gefunden, und er führt uns in die Gemächer, soweit dieselben wieder in Stand gesetzt worden sind. Da finden wir Waffen und Rüstungen aller Art, Schwerter, Lanzen, Hellebarden, Spiesse, Damenwaffen, Sättel, Schilder, Falconets u. s. w., ja man zeigte uns sogar eine Haube der Maultasch mit Tigerfell, einen Sattel, auf dem sie gesessen, ein Panzerhemd, das sie getragen u. s. f.; in einem Holzkasten steht eine aus Holz geschnitzte weibliche Gestalt, „die Jungfrau“ genannt, welche als Sinnbild dient, dass die Veste nie eingenommen wurde!

Einen belebenden Eindruck machen an den Wänden ringsum die vielen meist gut erhaltenen Familienportraits der Khevenhüller von den ältesten Zeiten her, und ist das Bildniss der Frau Sibilla, geborne Weitmoserin, das unser vorzügliches Interesse erregt, die Tochter des reichen Gewerken Weitmoser in Hofgastein, des obgenannten Jörgen von Khevenhüller eheliche Hausfrau, die 1564 starb. Frau Sibilla, wie sie uns aus ihrem Bilde entgegentritt, ist eine schöne Blondine mit sehr zartem Teint, von ziemlich hoher Gestalt und äusserst wohlgebaut. Ihr reiches blondes Haar ist am Scheitel von einer rothsammtenen Haube bedeckt, auf

die noch ein schwarzes Sammtbarett gesteckt ist, nach rückwärts von einem mit Perlen besäeten Goldnetz festgehalten; ein prachtvolles, mit Goldschnüren Goldborden und Edelsteinen reich geschmücktes schwarzes Sammtkleid, hochgeschlossen und mit langen Aermeln umhüllt die schöne Gestalt. Halskrause, Taschentuch und Handschuhe der Dame sind mit Goldfransen und Goldborden eingefasst. Mit dem Golde aus den Bergwerken ihres Vaters hat also, wie man sieht, das Bürgermädchen als Burgfrau auf dem Herrenschoß da droben nicht geizt!

Ausser vier der bisher restaurirten Gemächer harren die übrigen noch der Wiederherstellung, und verdient namentlich eines derselben, in einem Rundthurm gelegen, wohl vor Allem in Angriff genommen zu werden.

Es war das Speisezimmer der Burg, und ist hier noch die Fallthüre zu sehen, die den Aufzug deckte, mittelst dessen der Tisch mit den Speisen — das „Tischlein deck' dich“ — von unten aus der Küche heraufbefördert und vor die im Kreise herumsitzenden Gäste gestellt wurde.

Bedachung hat aber gleich allen übrigen Baulichkeiten auch dieser Tract eine neue, alle Wetterunbilden abwehrende bereits erhalten.

Erst beim Austritte aus dem Hochschlosse selbst, von dessen Aussengängen, Gallerien, Balconen und Fenstern man nach allen Richtungen hin die herrlichste Aussicht genießt, die schönsten üppigsten Landschaften vor sich liegen sieht, wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem

inneren Hofraume zu, der mächtig gross ist, mehrere schattenspendende Bäume enthält und an zwei Seiten durch den offenen Säulengang des Hochschlosses, an der dritten durch eine ziemlich hohe und starke Zinnenmauer und an der vierten durch das letzte (vierzehnte) Thor eingeschlossen wird. In diesem Hofe befindet sich ein 16 Klafter tiefer Brunnen, der das beste, frischeste Trinkwasser liefert. In der Nähe desselben stehen zwei sehr alte kupferne Gefässe, stark mit Patina überzogen, die einst als Wasserreservoirs dienten.

In der Zinnenmauer, in der auch ein Römerstein eingemauert ist, steckt die alte kleine Schlosscapelle, welche das obere Stockwerk des daselbst gegen den Zwinger vorspringenden runden Thurmes bildet. Sie weist einige alte Bilder und Votivtafeln, und was das Sehenswerthe ist und den Eintretenden gleich wie der gefangene Ritter in Laxenburg nur nicht so gruselig frappirt, in einem Betstuhl kniet Herr Jörg von Khevenhüller, aus Holz geschnitzt, in voller Rüstung, aber ohne Helm; die Statue ist bemalt, und von vorzüglicher Schnitzarbeit.

Aus dem Thore des Hofraumes tretend, sehen wir links den sogenannten „Narrensteig“, besuchen die Hausmühle, wo in Tagen feindlicher Belagerung der Vorrath für die Besatzung gemahlen wurde und jetzt noch riesige Mehlkasten aus jener Zeit gezeigt werden.

Der letzte Besuch gilt der grossen, ausser dem Hochschlosse und viel tiefer als dieses gelegenen Kirche, die durch Mauern, durch ein Wachthaus und durch eine Zugbrücke wohl geschützt war. Werthvoll ist in

dieser Kirche ganz besonders der Seitenaltar rechts, dessen oberer Theil ganz aus vergoldeter Bronze gearbeitet ist, die Altartafel stellt en relief die Auferstehung dar; ausserdem befinden sich an den Seiten und als Aufsatz mehrere Heiligenstatuetten, ebenfalls aus vergoldeter Bronze; von Interesse ist auch an der hintern Wand der Kirche eine grosse Gedenktafel der Freiin Amalie von Thannhausen mit netten Gemälden von 1607, viele Familienglieder der Khevenhüller darstellend.

In dieser Kirche wird wöchentlich einmal durch den Pfarrer von St. Sebastian die heilige Messe gelesen.

Bevor wir von Hochosterwitz Abschied nehmen, fühlen wir uns verpflichtet, Namens aller Natur-, Kunst- und Geschichtsfreunde dem jetzigen Besitzer dieser Perle unter allen innerösterreichischen Burgen, dem Herrn Grafen Albin Khevenhüller, den wärmsten Dank darzubringen für die pietätvolle Sorgfalt, mit der er auch dieses alte von den Vätern überkommene Kleinod hütet und schützt und bewahrt, damit es erhalten bleibe für ferne, ferne Geschlechter!

Die Geilthalerin bei Hacquet 1801.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und noch zu Anfang „unseres 19.“ war in Oesterreich ein Mann als Lehrer und Schriftsteller vielseitig thätig, in der Pflege der Naturwissenschaften und namentlich auch in der Pflege der Ethnographie thätig, dessen Werth und Bedeutung bis nun noch immer nicht nach voller Gebühr gewürdigt worden, der Franzose Belsazar H a c q u e t, der aber im Dienste Oesterreichs ein so vortrefflicher Oesterreicher, ein österreichischer Patriot mit Leib und Seele geworden, dass er gar manchen Eingebornen von damals und von heute zu Schanden stellt.

Belsazar Hacquet, der die Ferienmonate immer zu wissenschaftlichen Touren verwendete und daher auch als „Tourist“ zu feiern wäre, zumal er die Touristik systematisch und rationell betrieb; er hat in einer Reihe von höchst interessanten und heute schon selten gewordenen Werken die dinarischen, julischen, norischen, rhätischen Alpen, die Karpathen bis nach Siebenbürgen hin durchwandert und die Naturmerkwürdigkeiten am Wege erforscht, aber auch zugleich Land und Leute im Allgemeinen seiner Betrachtung und geistvollen Schilderung unterworfen.

Von Maria Theresia und ihrem Sohne Josef, wie nicht minder von Sonnenfels und Van Swieten hochgehalten und in seinen Forschungen gestützt und gefördert, hat Hacquet seine Arbeiten im grossen freien Style der Zeit und ihrer Strömung abgefasst, und ist allzeit mit der dem Gelehrten eigenen Vorurtheilslosigkeit bei Beurtheilung der ihm entgegentretenden Nationen vorgegangen.

Und dies Moment ist es vorzüglich, das seine Werke uns heute so werthvoll erscheinen lässt.

Ich habe da vornehmlich sein Buch: „Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrier und Slaven“ im Auge, die Hacquet in ihrer „geographischen Ausbreitung von dem adriatischen Meere bis an den Ponto“ in ihren Sitten, Gebräuchen, Handtirung, Gewerben, Religion u. s. w. nach einer zehnjährigen Reise und vierzigjährigem Aufenthalte in jenen Gegenden dargestellt hat.

In diesem mit zahlreichen gemalten Trachtenbildern geschmückten Buche bildet nun auch, und zwar dasselbe eröffnend, die Schilderung der Geilthaler oder „Silauzi“ in Kärnten eine der anziehendsten Abtheilungen.

Die Geilthaler, dem slovenischen Volksstamme angehörend, sind an dem Flusse Geil (Sila slovenisch Gewalt, „Gewaltbach“) angesiedelt, und es sind „diese Winden“ — wie Hacquet sie charakterisirt — „schlanke, grosse und wohlgebildete Menschen, mehr brauner als weisser Farbe, so auch ihre Haare“. Das weibliche Geschlecht im Geilthale zeichnet sich durch besondere Schönheit aus.

„Das Weib“ — schreibt Hacquet in der seiner „Abbildung“ beigegebenen wörtlichen Erklärung — „hat die Haare in langen Zöpfen geflochten, das Mädchen aber solche meistens mit rothen, wollenen oder auch seidenen Bändern geziert und herabhängend. Den Kopf bedeckt bei den Weibern eine weite hinten etwas abhängende Haube, die aus einem langen Streif gebildet und rückwärtig zusammengebunden wird. Oft ist eine solche Haube mit einem schwarzen Querband verziert. An dem Rand zum Gesicht ist eine breite Spitze oder ein gefaltener Streif Linnen angebracht, der tief in das Gesicht geht. Um den Hals werden gefärbte Glaskorallen getragen, unter diesen ist ein breiter von Leinwand in viele Falten gelegter Halskragen, der einen grossen Theil des anhabenden Leibchens und gefärbten, ja oft gestickten oder mit Bändern gezierten Brustlatzes bedeckt. Das kurze Hemd ist auf der Brust in viele Falten gelegt. Die (bis an die Ellenbogen reichenden) Aermel sind weit, mit Manschetten versehen; im Winter wird meistens eine braune Ueberjacke getragen. Der kurze Rock ist von halb oder ganz wollenem Zeuge mit gefärbten Bändern eingefasst, so wie auch der eben so kurze blaue Schurz. Selten reichen diese Kleidungsstücke weiter, als bis an die Waden, eine unumgänglich nothwendige Kleidungsart für ein im hohen Gebirge wohnendes Volk. An den Füßen haben sie meist wollene, mehr weisse als gefärbte Strümpfe, die Schuhe mit Bändern oder Riemen zugebunden. Um den Leib kommt der sogenannte Pas oder Leibgürtel. Dieser besteht aus einem schwarzledernen Riemen, der mit

messingenen Stiften beschlagen ist, am Ende desselben hängt ein zugemachtes (Taschen-) Messer. Hüte trägt das slavische Weibsvolk äusserst selten, aber dennoch finden solche bei unsern Wendinnen täglich mehr Beifall, allein sie werden nur beim Regen und allzu grosser Hitze aufgesetzt“.

„Fröhlichkeit“ — fährt unser Volksnaturgeschichtler fort — „herrscht bei diesem windischen Volke beinahe allgemein. Kirchtage werden meistens unter freiem Himmel mit Schmausen und Tänzen gefeiert. Die Vorbereitung bei dem weiblichen Geschlechte geschieht stets den Vorabend mit Waschen und Reinigung des ganzen Körpers, wobei die Mädchen sich denselben mit Stroh und groben Tüchern scheuern, dass sie ganz roth werden“.

„Die Tänze dieses Volkes sind eine Art „Steierischer“, die aber mit verschiedenen Sprüngen und manchmal Auslassung der Tänzerin abwechseln (der visoki ples = der windische Hochtanz), mit Wegwerfung der Hüte, welche die Tänzerin aufheben und dem Burschen während des Tanzens wieder auf den Kopf setzen muss, aber alles dies im höchsten Grade heftig“.

„Bei den Brautwerbungen suchen sich Burschen und Mädchen ihren Gegenstand aus einem anderen Dorfe; ist man überein gekommen und es trifft der Hochzeitstag (ženitva) ein, so sieht man den Burschen zu Pferd mit seiner Schönen vor ihm sitzend, zur Kirche reiten. Bei den Hochzeitstänzen befindet sich jederzeit eine Vortänzerin, welche sich durch viele mit Bändern durchflochtene Haarzöpfe von Andern unterscheidet“.

Hacquet lobt die Nüchternheit der Geilthaler, deren Nahrung meistens aus dem Pflanzenreiche genommen werde, Fleisch werde wenig und nur selten genossen.

Der Geilthaler und die Geilthalerin sind andächtig und „laufen auf den Luschariberg, doch lange nicht mit dem Enthusiasmus, wie der deutsche Kärntner. Dieser heilige Berg, auf welchem eine Kirche steht, welche ein wunderthätiges Frauenbild enthalten soll (Hacquet ist „Josefiner“), dient doch oft auch nur zum Vergnügen, besonders für junge Leute, welche, nachdem sie ein paar Stunden mit dem Hinaufsteigen zugebracht haben, in 20 Minuten auf einem hohlen Brett über das dünne Gras den ganzen Weg in's Thal zurücklegen. Eine Schlittenfahrt, die nicht ganz ohne Gefahr ist, obgleich die Führer sehr geschickt mit Ausweichung der Felsen umgehen können“. Hacquet hat dieses ganz eigenthümliche „Abfahren“ vom Luschariberg in einem netten dem Buche beigegebenen illuminirten Bildchen gar ergötzlich verewigt.

Die erste Ersteigung des Grossglockner 1799

(zeitgenössisch geschildert).

Hatte der ästhetische Natursinn schon durch die vom 17. Jahrhunderte an in den Vordergrund getretene Landschaftsmalerei Anregung gefunden, so gewann derselbe eine ganz besondere Ausbildung durch das Aufblühen der Naturwissenschaften. Haller's Lehrgedicht „die Alpen“ und später Goethe's Schweizerreisen mussten sogestaltig einen sehr empfänglichen Leserkreis finden und den Wunsch, die Gebirgswelt näher kennen zu lernen, bei Vielen bis zur Sehnsucht steigern, die durch Sturm und Drang, der damals durch die Welt ging und aus den Fesseln der Convention in das Grosse und Freie hinausstrebt, noch reichere Nahrung fand.“

Noch war der Glockner von keines Menschen Fuss betreten und wurde von den Meisten für unersteiglich gehalten.

Da war es der hochgelehrte Cardinal Fürst Salm, Bischof von Gurk, der 1799 den Entschluss fasste, „wenigstens einen Versuch zur Bewältigung des Bergriesen zu machen.“ *)

*) Cardinal Salm und seine Friedenswerke. Von Dr. Franz Feil, Graz 1872.

Ueber diese erste Ersteigung liegt mir in der k. k. Studienbibliothek in Laibach eine sehr interessante zeitgenössische Schilderung vor unter dem Titel: „Tagebuch einer Reise auf den bis dahin unerstiegenen Berg Grossglockner an der Grenze Kärnthens, Salzburgs und Tirols im Jahre 1799.“

Ich folge dieser Aufzeichnung, indem ich die markantesten Stellen derselben hier wörtlich folgen lasse.

Das Tagbuch beginnt mit den Worten:

Unter den für die Physik der Erde wichtigen Begebenheiten des zu Ende laufenden 18. Jahrhunderts verdient auch das Unternehmen, die Kuppe des wegen seiner ausnehmenden Höhe und seltenen Form weit umher berühmten Berges Grossglockner zu ersteigen, seinen Platz. Es waren bisher nicht nur von Naturforschern aus verschiedenen Ländern mehrere jedesmal fruchtlose Versuche gemacht worden, selbst die Bewohner der Hochgebirge Kärnthens und Salzburgs vermochten es bis jetzt noch nicht, ihren sonst des Kletterns gewohnten Fuss auf die Spitze dieser mächtigen Felspyramide zu setzen. Muth und Kräfte waren immer schon erschöpft.

Das Jahr 1799 brachte, wie schon angedeutet, die Lösung durch die Bemühungen des Cardinals Salm. „Nach mehreren Recognoscirungen, welche das Resultat lieferten, dass demselben entschieden leichter von Südost vom oberen Seitenthale als von der bisher ausschliesslich ins Auge gefassten nordöstlichen Seite, von der Pasterze aus, beizukommen sein dürfte, brach der Fürst mit dem berühmten Naturforscher Grafen Hohen-

wart, dem gelehrten Wulfen, dem Bergrath Dillinger und einer im Ganzen 30 Personen zählenden Gesellschaft, worunter zahlreiche Führer und Träger sich befanden, am 19. August des Jahres 1799 von Heiligenblut nach der Leiteralp auf, wo er bereits am Rande des Gletschers — der Punkt wird seither „Salmhöhe“ genannt — mit grossen Kosten eine Hütte hatte erbauen lassen, die sich schon damals sehr wohlthätig erwies, indem die Gesellschaft dort vier Tage durch Sturm und Schneegestöber festgehalten wurde. Die Hütte war 24 Fuss lang, 12 Fuss breit und 6 Fuss hoch, aus solidem Mauerwerk mit 5 Fenstern, einem Dachstuhl und gezimmertem Oberboden. Sie hatte eine Küche und drei Gelasse, deren eines für den Fürsten, eines für die Gäste und das dritte für die Führer bestimmt war. (Der Plan des Fürsten, neben dieser Hütte auch eine Capelle bauen zu lassen, kam wegen der allzu grossen Kosten nicht zur Ausführung.)

„Bei dem ersten Eintritte in die Hütte überreichte Hohenwart dem Fürsten einen Strauss aus den artigen und wohlriechenden Blumen einer Primula. Er dankte ihm dabei in einer kurzen aber zierlichen lateinischen Anrede in seinem und aller Naturforscher Namen dafür, dass nun durch seinen Muth und seine Freigebigkeit das wohlthätige Obdach für Alpenbereiser auf diesem erhabenen Punkte der Erde stehe. „Tibi qui primus viam aperis, sint primulae“. Nachdem der Historiker dieser ersten Glocknerfahrt die erste Einrichtung, wie die Gesellschaft sie hier vornahm, ge-

schildert, preist er den — Koch des Fürsten, da das Haupt des Glockner in Wolken gehüllt war!

„Der Koch des Fürsten, der goldene Koch — ruft er aus — Josef Karg, ihn müssen wir nennen, ihm gebührt diese öffentliche Huldigung der Dankbarkeit, denn er weinte für uns in seiner rauchenden Küche und bewirthete uns unter Zähren so köstlich als speiseten wir in des Fürsten Palast zu Klagenfurt. Man ass da so köstlich, als man vielleicht noch nie auf einer Alpenhütte gespeist haben mag. Mit unseren Vorräthen aller Art vom Brode bis zur Ananas befanden wir uns so gut, dass wir uns nicht leicht zwischen den Gletschern des Möllthals, sondern in die üppigen Gefilde Calabriens versetzt zu sein schienen. Obschon wir sehr müde waren, so wurde dennoch der Rest des Abends bis Mitternacht am Feuerherde unter Gesängen und Scherzen zugebracht. Wir thaten dies mit Vorsatz, denn da uns für die erste Nacht nichts anderes bevorstand als auf dem harten Boden zu schlafen, so beschlossen wir einmüthig so lange auszuharren als wir die Augen offen halten können. Wir hatten daran wirklich sehr gut gethan. Denn gerade um Mitternacht entwölkte der Glockner sein ehrwürdiges Haupt und liess uns seine völlige Herrlichkeit bei hellem Mondlichte das erstemal auf unserem Wege dahin beschauen.

Auf diejenigen, die ihn jetzt das erstemal sahen, machte dieser Anblick einen sonderbaren für unseren damaligen Zustand, wo der Körper der Ruhe bedurfte, gar nicht erwünschten Eindruck. Seine unerwartete

Höhe wirkte mächtig auf sie. Keiner aus der Gesellschaft hatte jemals etwas gesehen, was er mit diesem Bilde vergleichen konnte. Im Mondlichte rückte uns die gewaltsame Felsenmasse so nahe, dass man sie mit einem Schritte erreichen und ohne viele Mühe ersteigen zu können schien. Diese Täuschung erfüllte die Phantasie vieler aus der Carawane einzig mit Bildern vom Glockner, welche die ganze Nacht hindurch ihr lebhaftes Spiel trieben. Beim Erwachen bekannten sie, sie wären wie die Engel auf Jacobs Leiter unaufhörlich auf und niedergestiegen und fühlten sich davon sogar ziemlich ermüdet.“ Vier Tage blieb die Gesellschaft durch Stürme in der Alpenhütte zurückgehalten.

Naiv ist die Beschreibung des „Kampfes der Wolken mit den Winden.“

„Man kann sich“ — schreibt unser Tagebuch — „kaum etwas Schnelleres denken, als dies Treiben und Fliehen der Wolken in ewigen Kreisen. Dieses Spiel war gerade am Glockner am regsten. Voll Verwunderung stand der Beobachter hier und heftete lange in demüthiger Stille seinen Blick auf dieses seltene Schauspiel der Natur. Endlich nahm er wahr, dass der Sieg sich auf die Seite des allgewaltigen Windes lenke, dass dieser das schwere Wolkenheer aus dem Felde des Glockners schlagen würde und nun erhob er ein Zetergeschrei: „Heraus! Geschwinde! Alle heraus!“ Alle stürzten und taumelten nun aus der Hütte; Viele hatten in der Eile vergessen, die Bettdecken von ihren Schultern zu werfen, die Gruppe war komisch genug. Aber

welch' ein Triumph! Der Glockner zeigte sich jetzt in völliger Klarheit. In diesem Kampfe der Nebel mit den flüchtigen Winden ward er bis über seine äusserste Spitze von Wolken entkleidet. Es dauerte eben nicht lange, so nahm das Wolkenheer wieder sein voriges Feld ein.“

Erst am 25., nachdem man bereits wieder thalabwärts gewandert war, gelang das Unternehmen insoweit, dass die erste der beiden Glocknerspitzen (auch der Kleinglockner genannt) von Hohenwart und mehreren Führern unter grosser Anstrengung und namentlich unter grosser Belästigung durch den „krySTALLISIRTEN Schnee“ erstiegen wurde.

„Mehr als tausend Alpenfirsten übersieht man hier. Der Glockner ist der höchste aus allen, wie unter seinen kleinen Kindern der Vater. Flaches Land aber konnte man wegen der vielen den Glockner so nahe umgebenden Berge nicht sehen. Nur über das Salzburger Gebirge hin öffneten sich die Flächen von Baiern. Nur an dieser Seite schaut man in eine beträchtliche Ebene und erblickt mehrere grosse Gebäude. Allein die Gegenstände konnte man der zu grossen Entfernung wegen nicht unterscheiden. Hohenwart, dessen Blicken nichts entging, fand auf dieser Anhöhe einige halberfrorene Insecten im Schnee, die, als er sie in die Wärme brachte, wieder zum Leben kamen. Mehrere Schmetterlinge flogen um die Mittagszeit, wo die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf uns herabwarf, schnell über den Schneeboden hin, unter

diesen auch der *Papilio Cassioides*, den Graf Hohenwart vor einigen Jahren auf der Pasterze fing. Der durch die vorige Kälte krystallisirte Schnee war sehr belästigend für die Augen, ungeachtet man die Vorsicht gebraucht hatte, dieselben hinter schwarzem Flor zu verwahren. Der Anblick des Himmels war äusserst auffallend, die Farbe tief französisch blau. An den Wänden der Kuppe, wo aus dem Schnee hie und da einzelne Felsstücke hervorragten, hatte man sich mit Leitern und Seilen emporgeholfen! — — — Man fasste das Seil mit der Hand, hielt sich fest an demselben und grub sich Schritt für Schritt in dem aufgethürmten Schnee haltbare Fusstritte ein.“

„Unser erstes Geschäft“ — heisst es weiter — „war hier (auf der Spitze), das Kreuz aufzupflanzen. Hiezu waren schon eigens gefertigte Werkzeuge bei Handen und da hiebei der vielleicht erst in den letzten Tagen gefallene Schnee, der auch die Oberfläche der Kuppe gänzlich bedeckte, weggeschafft und der Scheitel des Glockners durchbohrt werden musste, so war die Operation einer Trepanirung vollkommen ähnlich. Als das Kreuz stand, wurden im Dorfe Heiligenblut, wo man mit Fernröhren die ganze Operation und ihre Vollendung sehr gut bemerken konnte, Pöller abgeschossen. Sonderbar schien es uns, dass wir den Knall ungeachtet der weiten Entfernung so deutlich hörten. Dann wurden unter lautem Jubel Toaste ausgebracht, der erste auf den Fürsten Salm, der letzte von Allen an Alle, deren Angedenken ihnen werth ist.“

Das eiserne, gegen Himmel ragende Kreuz wies die Inschrift:

Eia nunc rara Moles

Exple finem

Crucem exalta

Cultum promove

Posuit Franciscus Antistes Gurcensis

25 Augusti 1799.

Auf der „Rückreise“ brachte Freiherr von Schlangen-
burg aus Villach, „ein Mann von bekanntem
ausgezeichneten Geiste“ dem Fürsten folgendes kleine

Gedicht an den Glockner,

welcher auf seinen Reisen in die Thäler des Möll-
flusses immer seine Bewunderung erregt hatte, ent-
gegen.

Dasselbe lautet:

Mein Glockner! hast du's je geglaubt!

Erklommen ist dein Riesenhaupt

In ew'ger Silbermütze!

Hochragend aus der Wolken Raum,

Erreichbar und erflogen kaum

Dem Adler und dem Blitze!

Ha! wie dein güld'nes Wandelkreuz,

Das Frömmigkeit gepflanzt — bereits

Auf uns hernieder blinket,

Dem trüben Forscheraug' entlang

Dem zweifelhaften Spurengang

Zu deinen Wundern winket!

O! blüht'n doch aus deinem Schoss

Dem edlen Stifter, weis' und gross,

Verdiente Lorbeerkränze!

Sein Ruhm hat — wie du selber hast
In deinem blauen Luftpallast —
Den Himmel nur zur Grenze!!!

„Jedenfalls konnte der Cardinal Salm“ — sagt sein geistvoller Biograph Dr. Feil — „am angegebenen Orte von den Zinnen der stolzen Veste mit reinerem Siegesbewusstsein in die Welt schauen, als der, den man den grossen Eroberer nennt, und der zur selben Stunde die Wogen des Mittelmeeres durchschiffte, von Aegypten nach Frankreich segelnd, den Würgengel an seiner Seite. Während wild verheerend auf den nicht fernen Ebenen von Italien die Kriegsfackel loderte, ward hier in der stillen, durch keine menschliche Leidenschaft entweihten Hochgebirgswelt eine Friedensthat gefeiert, der die Natur selbst ein Monument gesetzt hatte, schöner und dauernder, als es Menschenhände vermögen.“

Die Ersteigung der zweiten Spitze des Glockner erfolgte, nebenbei bemerkt, am 28. Juli 1800.

Ein Besuch bei den Dominicanerinnen in Friesach 1873.

Noch ein flüchtiger Blick in's orientalische Viertel der unvergesslichen Wiener Weltausstellung, in den Cercle oriental, wo mein liebwerther Nachbar von der Laibacher Schulbank, Se. Exc. Freiherr von Schwegel, Alles so vorzüglich geordnet hatte und so trefflich haushielt, und hinaus ging's aus der Fülle des Schönen und Grossen, das uns die Wiener Exposition in so reichem und so lehrreichem Masse geboten, hinaus ging's in die nach monatelanger überangestrenzter Thätigkeit so unendlich nothwendige Ferienzeit, hinaus ging's per Couriervampf auf der Elisabeth-Westbahn und dann durch's Gesäuse hin über Admont und so fort in's blaugrüne Alpenländchen Kärnten, wo ich, — der Mensch kann sich aus der Gewohnheit schwer loswinden, — eben wieder „besichtigte“, statt in vollen Zügen „Natur zu kneipen“.

Wusste ich doch par renommée, dass in dem vorläufigen Zielpunkte meines Ausfluges, in dem durch die Geschichte ganz besonders geweihten Friesach, eine Menge des historisch Denkwürdigen und alterthümlich Sehenswerthen aufgehäuft zu finden sei.

Es war schon nahezu Abend, als der Zug an der Station Friesach hielt; es war herrlich Herbstwetter und der Mond stand in heller Sichel prangend am ätherreinen Himmel.

Da grüssten mich, den Alterthümer, als ob sie es erriethen, wer ihnen naht, ganz vorzüglich freundlich auf der Berglehne hinter der Stadt die ausgedehnten Ruinen des alten Schlosses Friesach, da grüssten mich einzeln hervorlugend aus dem Gewirre des mächtig auf mich eindringenden Alterthums die verschiedenen Thürme der verschiedenen noch heute erhaltenen Kirchen.

Da stolperten wir, mein Begleiter und ich, über die noch quer im Wege stehenden Stadtmauerreste und thaten einen Blick in den einstigen Stadtgraben, wo noch heute Wasser „steht“, doch dicht mit moosartigem Schlamm bedeckt.

Aber Eines konnte mein Auge aus dem Trubel der Erscheinungen nicht gleich herausfinden und darnach stund vornehmlich mein Sinn, das uralte Dominicanerkloster, heute von Schwestern dieses Ordens bewohnt, und die altehrwürdige Kirche dran.

Warum ich diese Kirche, dieses Kloster vor Allem zuerst zu finden trachtete?

Mein Signalement lautete darauf, auf einen ganz besonderen archäologischen Schatz, den die düsteren Mauern dieser Klostereinsamkeit umschliessen.

Unser Träger deutete mit dem Finger nach rechts seitwärts und sagte: „Da haben Sie weit hin“.

„Wir Wiener“ lachten, denn einen Büchschuss schier nur entfernt lagen Kloster und Kirche.

Mein zufälliger Begleiter aus dem Coupé, meine Absicht errathend, und findig und rasch arrangirend, wie der Wiener schon ist, trägt sich in gefälligster Weise an, meine Sachen mit den seinen in das uns bezeichnete „Hôtel“ zu geleiten, mich wolle er — setze er mit strengem Ernste bei — meinen Forschungen ungestört überlassen.

Durch Gärten hin schlug ich nun den angegebenen Weg zum Dominicanerinnen-Kloster ein und stand alsbald vor der Pforte desselben.

Ich hörte eben im Innern die Klosterglocke und dachte mir, es sei diess sicher ein Zeichen zum Abendbrot oder zur Ruhe. Ich hatte mich nicht geirrt.

Nachdem mir auf meinen Zug an der Pfortenglocke der Einlass gewährt worden, stand ich im sogenannten Sprachzimmer.

Lautlose Stille. In einer Ecke kauerte ein altes Frauenzimmer, dem ununterbrochen eine Katze um den Leib ging.

Ich frug, ob da Niemand zu sprechen sei.
Keine Antwort.

Ich frug nochmals.

Abermals keine Antwort.

Endlich trat ich an die Pförtnerin, die dem Laienstande angehörte, heran und sprach mit erhobener Stimme meine Frage ihr dicht an's Ohr.

Da beutelte sie das Haupt und sagte: „Heute nichts mehr“.

„Ja warum haben Sie mich denn hereingelassen?“

Wieder keine Antwort.

Neue Capriolen der Katze, deren Augen in dem schon dunkeln Raume hell aufleuchten.

Ich stellte ihr nochmals recht laut meinen sehnlichsten Wunsch vor, wenigstens zu erfahren, wann ich morgen kommen könne, um die Alterthümer, ich bezeichnete ihr dieselben näher, im Kreuzgange besichtigen zu können.

Unsere lebhaftes Conversation, die länger währte, als ich sie hier kurz gefasst — wenn man das eine Conversation nennen darf, dass der Eine, das war ich, sprach, und die Anderen, das waren die Pförtnerin und ihre Katze, mich anblickten und stumme Bewegungen machten, nicht einmal zu miauen beliebte die Klostermitz — doch bleiben wir bei der gewohnten Redeweise, unsere Conversation hatte durch die, es drängt sich mir heute auf, so zu sagen, fast telephonisch angelegten Wände des stillen Klosters bis in das Refectorium gedrungen.

Denn mit einem Male sah ich leise sich bewegen die an den Schiebfenstern des Sprechzimmers den Einblick in das Innere dieses klösterlichen Aussenraumes abwehrenden schneeweissen Vorhänge, und ein Nonnenantlitz ward sichtbar.

Ich neigte mich gegen das Fenster und wiederholte meine Fragen.

In der freundlichst zuvorkommendsten Weise erhielt ich den Bescheid, dass ich die archäologischen Denkmale im Innern des Klosters nur dann besehen könnte, wenn ich des nächsten Morgens mit einem Erlaubniss-

scheine des Visitators, des hochw. Propstes und Stadtpfarrers Schiffer von Friesach, wiederkäme.

Ich dankte herzlichst und verschwand. Auf Flügeln der vollsten Zuversicht eilte ich — trug ich doch genügende Empfehlungen in meinem Portefeuille — zum Herrn Propst-Pfarrer.

Mit der Entschuldigung meines späten Eintrittes, welche mir der unvergessliche, lebenswürdige alte Herr gleich vorweg mit herzlichem Entgegenkommen abschnitt, trug ich hier die Bitte vor, und siehe da, es währte keine Viertelstunde, so hatte ich bereits die Erlaubniss in Händen, und nun ging's an ein Fragen um die ihm theils persönlich bekannten, theils durch Lectüre lieb gewordenen kirchlichen Dignitäre der Residenz; insbesondere lange und eingehend unterhielt sich mit mir der leutselige und hochgebildete Greis über Se. Eminenz den Cardinal R a u s c h e r, den er hoch verehrte und von dem er in Ausdrücken grösster Bewunderung sprach!

Der nächste Morgen sah mich denn, so zeitlich es eben anging, vorerst in der Kirche der Dominicanerinnen und dann gar bald im Innern des Klosters.

In der Kirche, zu der ein äusserst poetisch situirter Zugang, mit hohen Bäumen besetzt, geleitet, — in den Nischen der Umfassungsmauer sieht man nicht üble Fresken vom hl. Nicolaus — erregt das meiste Interesse der auf dem Boden unter der Kanzel eingelassene Stein zur Erinnerung an die Thatsache, dass einst hier Thomas von Aquin gepredigt habe!

Der Sacristan, der mich in dem Gotteshause umherführte, erzählte mir auch, wie „unlängst“ Se. Emi-

nenz Cardinal Fürst S c h w a r z e n b e r g hier die hl. Messe gelesen, und erst, nachdem er eine ansehnliche Spende für das Kloster hinterlassen, allgemein erkannt worden sei.

Es kam die Stunde, um die ich zum Einlasse in die Clausur bestimmt worden war.

Die W. W. E. E. Frauen erwarteten mich, die Frau Oberin an der Spitze, am Portale und geleiteten mich, stets in unendlicher Demuth meine Ausrufe über die Nettigkeit und musterhafte Ordnung ihres Klostersinnern entgegennehmend, an die Stelle, wo die für mich so interessanten alten Grabsteine sich befinden.

Das interessanteste dieser alten Denkmale ist der durch sein Alter hervorragende mittelalterliche Grabstein aus dem Jahre 1276; es ist das Monument eines Friesacher Bürgers, Pilgrim Cellarius, und lautet die Umschrift: „Anno Domini MCCLXXVI. XIV Calendas Junii Pilgrimus Cellarius obiit.“

Ausser diesem befinden sich hier noch zwei Grabsteine, welche an das Ableben zweier Söhne Pilgrims erinnern aus den Jahren 1327 und 1330.

Auch schöne Bilder aus älterer Zeit sieht man in dem ehemaligen Sommerrefectarium und auf den Gängen.

Höchst stimmungsvoll sind die Gärten gelegen und arrangirt, namentlich der Kreuzgangsgarten.

Die überaus freundlichen W. W. E. E. Frauen, zumeist Tirolerinnen, wiesen mir auch die Maschine vor, womit die feinstgefalteten Halskrausen fabrizirt werden, die sie, vom Kinn an damit den Hals bedeckend

tragen. Das weiss und schwarze Ordensgewand der Dominicanerinnen ist bekanntlich dem der Dominicaner in den Farben gleich.

Für die gehabte Freundlichkeit, mir die Copiatur der alten Grabsteine und die weitere Besichtigung der interessanten Schätze ihres Hauses gestattet zu haben, mich bei den W. W. E. E. Frauen bestens bedankend, verliess ich das Kloster, das mir unter den vielen „Stiftsfahrten“, die ich bisher unternommen, in erster Linie lebhaftest vor dem geistigen Auge steht und immer stehen wird.

Ich eilte, die festgesetzte Stunde einzuhalten, die mir Rev. Propst Schiffer gegeben, um mir die übrigen Sehenswürdigkeiten Friesachs persönlich zu zeigen.

Blutkelch und Judenstein 1873.

Der lebenswürdige, mir unvergessliche Propst Schiffer, der mir die Besichtigung des Dominicanerinnenklosters, das ich in der vorigen Abtheilung zu schildern versuchte, ermöglicht hatte, war dann mein unermüdlicher Mentor bei der durch die Eile, die ich hatte, gebotenen Zusammenraffung der Merkwürdigkeiten des historisch so äusserst denkwürdigen Städtchens Friesach.

Der gute alte Herr liess es sich nicht nehmen, mich in persona nach den diversen Kirchen und Kapellen zu geleiten, ja er wies mir mit eigener Hand den berühmten „Blutkelch“ von Friesach.

Dieser „Blutkelch“, der auf weit und breit hin viel von sich reden macht, wird in der sogenannten Seminarkirche bewahrt, die an einem der Hügel, welche die Anlage des alten Friesach bilden, gelegen ist und den mittelalterlichen Anblick gewährt, „wie er im Buche steht“.

Diese Kirche erscheint an das erste in Friesach bestandene Dominicanerkloster, dessen Rudera noch heute zu sehen, angebaut und hiess ehemals die Kirche zum hl. Blut,

auch die Frauenkirche und war einst mit schönen Glasgemälden geschmückt. Vom Thurme dieser Kirche wurde in einer der Türkenbelagerungen, die Friesach auszustehen hatte, eine Nonne (Cistercienserin) eingeschlossen und herabgestürzt, und so hiess dieser Thurm nun in doppeltem Sinne der blutige Thurm.

Die ursprüngliche Bezeichnung als solcher führte er aber als Bestandtheil der Blutkirche selbst, die ihren Namen, wie schon angedeutet, von dem darin bewahrten Blutkelche führt.

Und damit hat es folgende Bewandtniss.

Am Pfingstsonntage des Jahres 1230 hat es sich nämlich ereignet — so erzählt die Legende — dass sich in dieser Kirche unter der hl. Messe die Weingestalt im Kelche in sichtbares Blut verwandelte, welches, den Kelch alsbald überströmend, sich auf den Altar ergoss.

Einige Theile dieses Blutes werden nun heute noch in einem hinter einem Eisengitter in einer Nische bewahrten Kelche aus Bergkrystall mit silberner und vergoldeter Fassung aufbewahrt, und zwar so, dass ein kleines vom Erzbischofe von Salzburg wohlversiegeltes Fläschchen das gestockte Blut umfasst, welches Fläschchen in einer Kapsel aus Bergkrystall geborgen ist, welche Kapsel hinwiederin dem bereits beschriebenen Kelche befindlich.

Soll dieser Kelch nun einem Besucher vorgezeigt werden, so muss der Priester, der ihn vorweist, das priesterliche Gewand anthun und die Stola umhängen, worauf er, auf Stufen zur Nische emporsteigend und das Gitter öffnend, den Kelch herabholt und denselben, ihn wie bei der hl. Communion erhebend, unter dem

Glockenzeichen des Messners den Gläubigen vor Augen bringt.

Es war in der That hochauferbaulich, als der würdige Greis so vor uns stand und uns dergestaltig den „Blutkelch“ wies.

Ein Bild am Hochaltare und eines neben der Nische haben das Wunder zum Gegenstande.

Das eine dieser beiden Bilder, mit ausführlicher Beschreibung des Geschehnisses, rührt aus dem Jahre 1630 her, in welchem die vierte Säcularfeier desselben gefeiert wurde, und soll diese Beschreibung eine möglichst getreue Abschrift aus einem Pergamentbuche von St. Peter in Salzburg sein.

Im Jahre 1830 fand die sechste Säcularfeier des wunderbaren Ereignisses statt.

Als Zeuge der Wahrheit von der Verwandlung des Weines in Blut werden angegeben der Dechant von St. Barthlmä und einige Canonici, der Propst und der Dechant vom Virgilienberg, mehrere Ritter des deutschen Ordens, viele Bürger von Friesach und überhaupt an 200 Personen.

* * *

Nachdem wir, Propst Schiffer und ich, nach dem Besuche der hl. Blutkirche noch einige andere Sehenswürdigkeiten von Friesach in Augenschein genommen, so die alten weitläufigen Burgruinen und Stadtbefestigungen, wo in dem einen noch ziemlich gut erhaltenen Schlosstracte ein Bauer seine Wirthschaft betreibt und aus der Thüre einer ehemaligen „Kemenate“

uns der Rauch vom offenen Herde entgegenqualmt, auf dem soeben das Mahl für das Stechvieh bereitet ward, das auf dem ehemaligen Turnierplatze sein Unwesen treibt, dann die Deutschordenskirche mit ihren Rüstungen und Wappen der Comthure, mit Fahnen aus den Türkenkriegen, alten Bildern, darunter eine sehr interessante mittelalterliche Darstellung des alten und neuen Bundes, mit der schönen Kanzel, die ein Graf Zinzendorf (im vorigen Jahrhundert) renoviren liess, der, wie die Aufschrift besagt, der deutschen und lateinischen Sprachgesellschaft in Jena Mitglied gewesen, die Peter und Paulkapelle mit ihren alterthümlichen Messgewändern (aus dem 14. Jahrhundert) in den Schränken, mit zahlreichen älteren Holzschnitzereien (deren man überhaupt in Friesach viele antrifft), nachdem wir am interessanten aus dem Jahre 1563 stammenden und aus dem gräflich Fugger'schen Schlosse Tanzenberg hierher gebrachten Brunnen auf dem „Platze“ Halt gemacht, der unsere Aufmerksamkeit durch die zahlreichen Figuren aus Bronze und Stein rege erhielt — man sieht da Neptun, Actaeons Verwandlung in den Hirsch, Europens Raub, Amphitrite, Andromeda an den Felsen gekettet, Hercules, das Ungeheuer erlegend, Leda mit Castor und Pollux, Proserpina mit Diana und Minerva, ausserdem Thierfiguren, Arabesken, Instrumente — nachdem wir auch noch der Propsteipfarrkirche mit den schönen Glasgemälden und den Grabmalen der Lasser-Zollheimb'schen Adelsfamilie einen Besuch abgestattet, traten wir, ehevor wir der Einladung des hochw. Propstes zur Tafel Folge geleistet, in den an die Propstei sich

anschliessenden Hofraum, der uns so traulich anheimelte, um hier die zahlreich aufgestellten Römersteine zu besichtigen.

Und mitten unter diesen Römersteinen trifft unser Auge auch auf — „Judensteine“.

Die Israeliten hatten in Kärnten bekanntlich bis zu Ende des 15. Jahrhunderts sowohl unter den Herzogen von Kärnten, als unter den Regenten aus dem Hause Habsburg nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande feste Wohnsitze.

Eine Viertelstunde ausser Friesach liegt das noch heute so benannte Judendorf. Hier hatten die damaligen jüdischen Bewohner auch einen eigenen „Judenfriedhof“, und liess der um die Geschichte Friesachs vielverdiente Herr Hohenauer mehrere daselbst ausgegrabene „Judensteine“ nach Friesach bringen, wo sie nun in dem genannten Propsteihofe eine bergende Stätte gefunden.

Es sind deren drei, die uns durch ihre Inschriften besonders auffallen.

Man las dieselben wie folgt:

1. „Sie ging in die Ewigkeit ein den dritten Wochentag des Monates Ader (März) 1361. Ihre Seele sei im Bunde der Lebenden“.

2. „Es ruht in diesem Grabe in Frieden Josef Trutt, des Rabbi Sohn, ledig, gestorben am 15. Tage des August 1533. Er war 110 Jahre alt und ein Grossgelehrter. Seine Seele sei im Bunde der Lebenden“.

3. „Trauer. Hier liegt Sahra, die Gemalin des Abraham N. Sie ging in die Ewigkeit

ein im Jahre 1358. Ihre Seele sei im Bunde der Lebenden“.

Im Jahre 1498 wurden die Juden und Jüdinnen insgesamt aus allen Salzburgischen Besitzungen, also auch aus Friesach und Umgebung ausgewiesen, um — wie es hiess — dem immer mehr um sich greifenden Wucher zu steuern! — — — —

Nachdem wir noch das Portal der ehemaligen Michaelskapelle, das romanischen Ursprungs und in sehr schönen Verhältnissen gehalten erscheint, und den so ausnehmend edlen Kopf des Heilands bewundert hatten, folgten wir dem überaus freundlichen hochwürdigen Cicerone in seine Wohnung und zunächst in den Speisesaal.

Aber wie in Friesach überhaupt jeder Schritt und Tritt uns Neues, Interessantes aus längst verklungenen Zeiten bot, so auch hier.

Ein ganz kleinwinzig Bildlein war es, das unsere Blicke sofort beim Eintritte fesselte; eine Darstellung der hl. Hemma von Kärnten, die uns die Tracht der Sloveninnen im Mittelalter vergegenwärtigt, der Sloveninnen vornehmen Standes in jenen Tagen, da am Hofe Kärntens alles „windisch“ war; ein schwarzes Kleid mit Goldverbrämung, das Mieder, wie noch heute vornehme slovenische Bäuerinnen es tragen, und auf dem Haupte das weisse „Kopftuch“, wie es auch heute noch bei slovenischen Frauen und Mädchen da und dort auf dem Lande üblich ist, eine weisse Haube und darüber ein weisses fliegendes Tuch.

„Nach den Reichenauer Alpen.“

(Ein Tagebuch von 1782.)

Zu den noch weniger besuchten, doch deshalb nicht minder interessanten und lohnenden Gebirgstouren im lieben „blaugrünen Alpenlande“ Kärnten zählt auch ein Ausflug nach den „Reichenauer Alpen“, die von der alten Bisthumsstadt Gurk so leicht und so annehmlich zu erreichen sind.

Schon um das Ende des vorigen Jahrhunderts hat ein Naturforscher, und aus dieser Gilde recrutirten sich vordem die Corps der Touristen und „Bergfexe“ eine „Reise nach den Reichenauer Alpen“ unternommen und uns davon in seinem mir auf der k. k. Studienbibliothek in Laibach vorliegenden Tagebuche hinterlassen, die ich zu Nutz und Frommen unserer zeitgenössischen Touristenschaaren, die sich nun über Kärnten nach allen seinen Thälern hin ergiessen, reproduciren will.

Dasselbe führt den Titel:

Tagebuch einer Reise nach den Reichenauer
Alpen im Jahre 1782

und hebt also an:

„In Gesellschaft meines Freundes brach ich den 8. des Heumonats von Gurgg auf mit dem Vorsatze,

die Reichenauer Alpen zu durchsuchen. Da unser Aufbruch früh Morgens geschah, so langten wir um Mittag zu Allbeck oder Hallbegg, einer Bisthum gurggischen Herrschaft an, die 4 Stunden von dem Domstifte Gurgg entlegen ist. Von Allbegg aus mussten wir unsere Reise zu Fuss antreten, und ohngeachtet das Wetter veränderlich und bei unserem Aufbruch sogar stürmisch wurde, so traten wir doch nach genommenem Abschied unseren Weg beherzt über St. Leonhard nach der Reichenau an, die wir noch diesen Abend zu erreichen fest entschlossen waren.

Nach einer Stunde langten wir in St. Leonhard an. Der Weg hieher, wenn man diesen über das alte Schloss Allbeck zurücklegt, würde weder unangenehm noch beschwerlich sein, aber der anhaltende Regen hielt uns in dieser Gegend, Pflanzen und Insecten aufzusuchen, zurück.

St. Leonhard selbst aber ist ein überaus trauriger Ort: man findet hier nebst der Kirche und einer Kapelle die Wohnung des hochw. Beneficiaten, ein Wirthshaus, die **Badstube** und eine Einsiedelei. Die Kirche ist reinlich und gross genug, die hierher kommenden Wallfahrer zu fassen. Einige aus Holz gechnitzte Statuen, die den hl. Leonhard vorstellen, sonderheitlich die ausser dem Kirchenthore ist sehenswürdig. In der Kirche selbst werden die Wohlthaten und Gnaden des Heiligen auf gemalten Tafeln vorgestellet und die kurze Beschreibung der Vorstellung in altdeutschen Reimen ist von einem sonderbaren Geschmack. In der Kapelle wird auf dem Altar die kleine Statue des hl. Leon-

hards in bischöflicher Kleidung und auch noch der Stamm des Baumes gezeigt, worauf dies Bild wunderbar entdeckt worden.

Die Quelle des Bades ist auch ein vortreffliches Trinkwasser; es entspringt in der Kirche unter einem Altare und wird durch Röhren an Tag gebracht, wiederum aufgefangen, in einer Küche gehitzt und sodann durch Röhren zur Bequemlichkeit der Badenden in das Badhaus geleitet. Noch in diesem Jahrhunderte wurde dies Bad sehr stark besucht, nun kommt es aber in Abfall, dessen Ursach die Beschwerlichkeit der Reise und mehrere im Lande entdeckte Gesundheitsbäder sein möchten.

Das Wetter fing nun an, helle zu werden; um $1\frac{1}{2}$ Uhr Abends verliessen wir St. Leonhard und traten den Weg nach der Reichenau an, die zwei Meilen von hier entlegen ist. Weil ich mich aber diesmal einen anderen Weg zu machen entschlossen hatte, so entschloss sich der Wirth selbst, die Strasse zu weisen. Wir mussten Anfangs einen sehr steilen Berg besteigen, welcher hier insgemein der Scharrigel genannt wird und eine treffliche Viehweide gibt. Weil das Wetter noch helle war, so hatte ich Gelegenheit, einige Schmetterlinge zu haschen. Diese Jagd war für unsern munteren Wegweiser ein so seltenes Ding, dass er es durchaus nicht fassen konnte, wie wir uns hätten entschliessen können, eine so mühsame Reise, und zwar zu Fuss zu unternehmen, um einige Pflanzen aufzusuchen, deren Wirkungen wir selbst nicht verstunden, und auf derlei

Mücken eine Jagd zu machen, die sicher ausser allem Gebrauch wären.

Nach einer Stunde hatten wir die Höhe des Scharrigels erstiegen; es wurde wiederum trübe und fing endlich auch an, heftig zu regnen. Nachdem wir zwei Stunden unter anhaltendem Regenwetter meistens durch schöne Viehweiden, die in der That Alpen sind und hierorts der Knittl, das Mössl und die Krucken genannt werden, fortgewandert waren, so erreichten wir endlich das Älbl, schickten unsern getreuen und redlichen Wegweiser mit herzlichem Dank zurück, weil wir die Reichenau mit unseren Augen sahen und hiemit einen Führer auf diesem Wege entbehren konnten. Um 9 Uhr Abends kamen wir in der Reichenau an.

Reichenau ist eine dem Bisthum Gurgg unterstehende Pfarre, liegt 4 Meilen von Gurgg gen Westen, sehr hoch, dass man in gutem Schritte den grossen Speikkogel, der eine kahle und sehr hohe Alpe ist, in einer Stunde besteigen kann, und doch wird auch hier der Getreidebau betrieben, man säet Weizen, Roggen, Haber, doch muss meines Erachtens die Viehzucht wegen den häufigen und guten Weiden bei den Bauern einträglich sein.

Den 9. Früh, da das Wetter sehr günstig schien, verliessen wir Reichenau und richteten unsern Weg den Alpen zu, die man hier Gärten nennt.

Wir nahmen unsern Weg neben einem kleinen Sumpf hin. Hier wächst in dem Alpenmoose die Zwergbirke mit runden, gekerbten Blättern, ein seltener Strauch in unsern Ländern. Diesen Sumpf und die umher liegende Gegend nennt man hier das Auterthal.

Nach zwei Stunden, die wir immer bergan zu steigen hatten, kamen wir in dem Garten an. Meines Erachtens mag nichts lächerlicher sein, als die Benennung dieses Ortes: man kann sich kaum etwas Einsameres und Schreckbareres vorstellen, als diese Wildniss ist. Legionen Steine liegen umher, und zwischen diesen stechen die schönsten Blumen hervor. Man findet nur wenig Plätze, wo die Sense geworfen werden mag und doch wird im Sommermonat mit unbeschreiblicher Mühe Alles niedergemäht, aufgedörret und von den Bauern nacher Hause gebracht, weil es ein überaus nahrhaftes Futter des Viehes ist; wie 1:6 verhält sich dies Alpenheu gegen jenem im niedrigen Lande.

Wir entdeckten hier die zwei Seen, von denen uns der Wegweiser auf dem Weg hieher Meldung gemacht hatte.

Ersterer heisst der Petaunsee, ist ganz klein, führt einen weissen Sandgrund und klares Wasser; letzteren nennt man den Mauritzensee, der etwas grösser, aber trübes Wasser führt. Fische konnten wir mit unsern Augen in beiden keine entdecken.

Nachdem wir uns eine Stunde unter angenehmen Gesprächen und mit Suchen von Alpenpflanzen und Insecten beschäftigt und erholet hatten, nahmen wir unsern Weg nach den umliegenden Anhöhen. Ich bestieg die Höhe, die man „Brett“ nennt, mein Reisegefährte richtete den Marsch nach der Höhe der „zerschlagenen Wände“. Ich kam dann nach dem „Grade (Grate) der Alpen“ gleichfalls zu den „zerschlagenen Wänden“.

Der Wind stürmte auf dieser Anhöhe mit solcher Gewalt, dass wir mit allen unsern Leibeskräften kaum aufrecht stehen konnten, und die Kälte war an diesem Tage so ausserordentlich, dass der Bediente es nicht über 5 Minuten aushalten konnte, weil ich ihn die Steinwände hinabklettern liess, um einige Schlüsselblumen, die da sehr häufig und in schönster Blüthe waren, abzupflücken.

Von hier aus nahmen wir unsern Weg denen Speikkögeln zu. Kaum hatten wir den grossen Speikkogel erreicht, als man uns den Ursprung des Gurggflusses zeigte, welchen dieser in einem kleinen See hat, der nur eine halbe Stunde von der Thorhütten westwärts liegt. Das Sonderbare hiebei ist, dass dieser kleine See eine grosse Pfauenfeder in Mischung seiner Farben vorstellt, wenn die Sonne mit ihren Strahlen darüber spielt und man den See von einer Anhöhe betrachten mag, wie wir es thaten. Die Ursache liegt ungezweifelt in dem Grunde, den wir aber nicht untersuchen konnten, weil er zu tief von uns in einem Thale entfernt lag.

Nach 6 Uhr Abends langten wir endlich wiederum in der Reichenau an.

Den 10., da der Wind noch immer fortwüthete, so mussten wir unsern Entschluss, eine andere Alpe zu besuchen, ändern, verliessen derohalben allererst um 9 Uhr Reichenau und traten den Weg nach der Fladnitz an, weil wir abermals Regen befürchteten.

Nach drei Stunden erreichten wir endlich die Alpenhütten, so man hier „unter dem Thor“

nennet. Vielleicht wird diese Gegend darum*) das Thor genannt, weil hier gleichsam die Thür ist, durch welche die Seebäche oder die Gurgge fliesset.

Von den Hütten unter dem Thor gingen wir dem weissen Kreutze zu, da aber der Wind etwas nachzulassen schien, so fingen wir wieder an, eine Alpenhöhe zu besteigen, die man Kaltebene nennt. Diese Alpe liegt zwischen dem Leitersteig und der Haidnerhöhe, ist aber sehr öde, steinicht und unfruchtbar.

Von dieser Anhöhe besahen wir Klagenfurth und die daherumliegende Gegend mit einem dollandischen Sehrohre. Die Aussicht ist hier überaus schön, weil man das halbe Land gegen Osten hin sehen kann.

Endlich erreichten wir Abends die Fladnitz und nahmen unser Nachtlager in dem Jägerhause des Domstiftes Gurgg. Den 11. hielten wir einen Rasttag; den 12. Früh hatten wir Fladnitz abermals verlassen. Ich nahm den Weg durch den Worschenstein und kam um Mittag in der Glödnitz an. Nachdem wir allhier zu Mittag gespeist hatten, traf ich Abends mit meinem Freunde von einer beschwerlichen, für mich aber allzeit angenehmen Alpenreise vergnügt und munter in Gurgg ein“.

*) Oder bezieht es sich auf den Gott Thor?

Anm. d. Verf.

Ein badereisender Engländer von 1668—1673.

Dass badereisende Engländer heute keineswegs zu den Seltenheiten zählen, wissen wir anderen Badebesucher zur Genüge.

Und doch gab es auch eine Zeit, in der solch' ein badereisender Engländer noch etwas — „Unerlebtes“ war, und so machte denn der sehr ehrenwerthe Mr. Edward Brown, Med. Doctor, der „auf genehm gehaltenes Gutachten und Veranlassung der Königl. Engell. Medicinischen Gesellschaft in London“ in den Jahren 1668—1673 eine grosse Reise auf dem Continent zu wissenschaftlichen Zwecken unternahm, nicht geringes Aufsehen, namentlich in den Bädern Oesterreich-Ungarns, die er besuchte und mit echt englischer Gründlichkeit untersuchte.

Wie im Allgemeinen seine Comptes rendus von dieser „gethanen ganz sonderbaren Reise“, auf der er, wie er sagt, „tausenderley merkwürdige Seltsamkeiten“ gesehen und beobachtet, uns die interessantesten Bilder widerspiegeln vom Culturleben all der Gegenden, die er auf seinen Fahrten durch Niederland und Teutschland, durch Hungarn und Servien, Bulgarien, Macedonien, Thessalien, Oesterreich, Steiermark,

Kärnthen, Carniolen, Friaul durchwandert, so bieten uns insbesondere seine Aufzeichnungen über die Bäder, die er auf dieser Tour besuchte, ein reichliches erwünschtes Material zur Erweiterung der balneologischen Literatur.

Schon gleich in den Niederlanden besuchte Brown das altberühmte Spa, dessen vortreffliche „Sauerbrunnen“ er nicht genug anempfehlen kann. „Mr. Coquelet, in dessen Hause wir eingekehrt — schreibt er — „erzählte mir, dass er das Wasser in versiegelten Flaschen in gar viele Orte Europas versende, gar nach Saragossa in Hispanien, und dass er zur selbigen Zeit 30.000 Flaschen ledig habe und nur eine bequemere Zeit abwarte, solche zu füllen“. Denn es war eben Krieg. Das war auch die Ursache, dass „die Gesellschaft, als wir da waren, nicht sehr gross war, ob es gleich in der heissesten Zeit des Jahres gewesen, um welche Zeit es am nützlichsten ist, den Sauerbrunnen zu trinken“.

Den „mineralischen Brunnen“ bei Andernach weiss er nachzurühmen, dass dahin „viel Volkes komme“, da sie „in grossem Gebrauche“ stünden.

Hochentzückt ist unser alter Engländer über die warmen Bäder von Aachen und insbesondere über das prächtige Kaiserbad, „welches dermahlen über die Massen sehr besucht werde“.

„Man hält dafür“, — sagt er analysirend — „dass die Bäder aus Salpeter und Schwefel bestehen, und springen sie so heiss aus der Erden, dass man sie zwölf Stunden stehen lässt zum Abkühlen, ehe man sie gebrauchen kann. Unter einem grossen, runden Steine

sah ich Schwefel herausnehmen, welcher hart und mehr als ein Daumen breit dick war, wie auch Salpeter und eine zu Stein gewordene Materie, welche artig marmorirt war“. „Ich hatte“ — fährt er fort — „gross Belieben in dieses Bad zu gehen. — Als ich drinnen war, hatten wir eine ansehnliche Gesellschaft, die sich mit dem Baden erlustigte und einander ein Gläslein Wein zubrachte und schickte man einander den Wein auf einem kleinen Täfelein, welches darzu gemacht ist, hin und wieder“.

Nach Oesterreich kam Brown aus Bayern auf der Donau her.

Er lobt Linz als einen „wol gelegenen und sehr lustigen Ort“, wo man rings um sehr viele Herrenschlösser sehe, die eigens hergebauet seien, um die Lustbarkeit der Jagd, des Vogelfangs und der Fischerei zu geniessen.

Er schwärmt für diese Orte der Villeggiatur. Seitab von Linz kommt er zum Gmundner See und bewundert den Traunfall.

Das erste Bad in Oesterreich-Ungarn, das unser badereisender Engländer besichtigte, war Baden bei Wien, dem er denn auch einen längeren Aufenthalt widmete. Er nahm Alles genau auf, badete zu wiederholtenmalen, machte „Abrisse“ (Zeichnungen) und verfasste darüber eine ganz „absonderliche Beschreibung“, die er den Actis Philosophicis der englischen Akademie einverleibte.

Kurz schildert er es in der uns vorliegenden Reisebeschreibung wie folgt: „Dieser Platz (Baden) ist

am meisten berühmt wegen seiner Bäder, allwo viel Volks von Wien und aus vielen anderen Orten hinzu reiset. Dieser Bäder sind neune an der Zal. Das Hertzogenbad ist das grösste, hat eine viereckige Figur und in der Mitten ein Gebäude, das eben also gestaltet ist, da gehet der Dunst durch eine Röhren oben heraus. Dann folgt „unser lieben Frauen Bad“, dessen eines Ende unter die Kirche, so auch diesen Namen führet, gehet. Drauf kommt das neue Bad und St. Johannisbad, so dreieckigt gebauet ist, weiter ist das Judenbad mit einer Abtheilung, welche die Männer von den Frauen absondert. Noch folgt das Bitterbad, welches so seicht ist, dass sie sich darinnen niederlegen müssen. Ferner kommt das Bad bei dem hl. Creutz, das ist vornehmlich vor die Geistlichkeit. Dann St. Petersbad und endlich das Sauerbad, welches mit einem steinernen Geländer umführt und oben mit einem schönen Thürmlein bedeckt ist. Diese sind alle zusammen verschlossen; die Sitze und Böden sind von Föhren- und Dännenn- (Tannen-) Holz gemacht. Sie (die Badenden) gebrauchen (hier) keines Führers, wie bei uns (in England), sondern behelfen sich selbst mit einem kurz gedrehten Stock“.

Brown ist entzückt über die „gar gute Gesellschaft“, die er in Baden gefunden, und dass er sich „allerley Nothdurft“ (Bedürfnisse) „um einen gerechten Preiss“ (billig) habe einkaufen können.

Ueber die äusseren Wirkungen des „Badeluffs“ auf Gegenstände, die er zu beobachten Gelegenheit gefunden, berichtet er in drastischer Weise: „Auf eine

Zeit, als ich im Sauerbad zu Baden spazierte, und mit etlichen Freunden zu sprechen kam, nahmen in Acht, dass meine Knöpfe und Alles, was ich von Silber trug, zusammen gelb wie schöne Goldfarb wurde, wiewol ich ziemlich weit vom Wasser stunde. Bei welcher Gelegenheit ich auch dies wahrnahm, nämlich, ich hieng Geld auf, einen Fuss weit oder weiter vom Bad, um zu sehen, was Veränderung und wie geschwind solches zu weg bringen sollte, welches in einer Minute sein Farb kriegte und das so näher dabei war in einer halben Minut.“

In Baden ward Brown — gewiss sehr collegial! — auf ein anderes nächstgelegenes Bad aufmerksam gemacht, auf das bei Laxenburg gelegene Mannersdorf, „ohnweit von dem Fluss Leytha gelegen, allwo ein natürlich warmes Bad ist, das Wildbad genannt, und entspringt selbiges unter einer Kirche, also dass dieselbe oben auf den Brunnquell hinaufgebauet ist“. „Dasselbige Wasser ist“ — nach Brown's Angabe — „nur ein wenig warm oder lau gewesen, und wenn sie solches wollen wärmer haben, sieden sie es auf und baden also in einer weiten Kammer in Wannen.“ „Von der Materie“ — spricht der Analytiker weiter — „welche an der Seite des kupfernen Kessels sich anlegt, wann das Wasser darinnen gesotten wird, urtheilet man, dass es mit Schwefel, Salpeter und Kalch durchzogen sei. Das Wasser gibt den Steinen eine Farb und macht, wann sie nass oder feucht davon werden, dass sie als (wie) feine Türkisen aussehen.“ „Die Medici in Wien“ — fügt er schliesslich bei — „haben von dem rechten

Gebrauch dieser Bäder ein treffliches Tractätlein in der Hochteutschen Sprach herausgegeben.“

Nächst den Bädern von Baden und Mannersdorf besuchte Brown auch das **warme Bad nächst Villach in Kärnten** — heute „Bad Villach“ genannt — „unten an einem Berge ohngefähr eine englische Meile von der Stadt, darvon sie“ — die Kärntner nämlich — „viel halten“. „Dasselbe“ — sagt er — „sind zwei klare und helle Schwefelbäder, aber von einer gelinden, angenehmen Wärme, und haben einen sauren, gar nicht unangenehmen Geschmack. Der Grund ist nicht bebrettert, noch geflastert, sondern hat seinen eigenen natürlichen Quell und Sitze darneben; gleichwohl lässt man in das eine Bad einen heissen Quell hineinlaufen, welcher in dem andern entspringet. Sie sind geraum und breit und haben Stiegen, daran man hinabsteigen kann, nebst einigen kleinen von Holz gebauten Kämmerlein, die man um der Gemächlichkeit willen dahin geführt, dieselben sind oben gedeckt und badet man sich allhier im Hemde und in Unterhosen, wie man in Oesterreich pfleget.“

Aus Oesterreich wandte sich unser badereisende Engländer nach dem „Königreich Ungarn“ und gleich am Eingange seiner Beschreibung dieses Reiches setzt er als besonderes „Lob des Ungarlandes“ es hinzu, dass dieses Königreich „andere Länder in Europa“ „an Wein, warmen Bädern und mineralischen Wassern übertreffe“.

Und so kann er uns denn auch — nachdem er das glückliche Land in einer bei den damaligen Communicationsmitteln beispielloos gründlichen Weise

durchwandert hat, — eine Reihe von Bädern und Brunnen schildern; er erzählt von Gran, Buda (Ofen), Freystadt, Banca, Topolchan, Biilitz, Glashütte bei Schemnitz, Eisenbach, Stuben und Bojnitz.

Bei Gran findet er „natürliche Bäder von einer gemässigten Wärme“, in Buda, „aus der Massen treffliche Badstuben, darunter die allerherrlichste, das Bad von Velibey, welches sehr viel an Schönheit durch Solyman verbessert wurde“.

In der schönen und grossen Stadt „Freystadt“, die „unlängst von den Türken abgebrannt worden“ und wo er das „grosse Haus des Grafen Forgacs sich abgezeichnet“, beobachtete Brown das Gebrauchen des Schwitzbades, wobei die Leute „in warmen Stuben sitzen und ihre Füsse in warmem Wasser halten“.

Zwei ungarische Meilen von Freystadt in Banca an der Waag fand er 15 warme Bäder am Flusse unten und das „warme Badwasser liess allzeit etwas weisses im Grunde sitzen, wie auch Zinn, Kupfer oder Silber“.

Bei Topolchan-Bielitz sind warme Bäder, doch konnte er hier nicht verweilen und musste sich etlicher deutscher Musquetiere bedienen, die ihn durch das „contribuirende“ Land hindurch begleiteten. (Dieser Theil war den Türken tributär.)

Desgleichen traf er warme Bäder in Eisenbach (bei Schemnitz), in Stuben (deren 7), in Boinitz (5).

Am besten gefiel es ihm aber in Glashütte bei Schemnitz (wo einst eine reiche Goldmine war).

„Dieser Ort“ — schreibt er — „wird von vielem Volk besucht aus Ursache seiner natürlichen warmen

Bäder, wovon fünf gar dienlich sind mit bequemen Stufen niederwärts und mit breiten hohen Dächern bedeckt.“ Da er dort badete in Gesellschaft von Männern und Weibern, da sprang ein „kurzwiliger Mensch“ von der Höhe in's Bad, und da inzwischen eine Schlange hineingerathen war, „worüber viel von dem Frauenvolk erschrack“, so war dieser Mensch „gleich sehr beschäftigt“, „die Jungfrauen zu erlösen und zu beschirmen, er fing die Schlange mit beiden Händen, hielt sie ausser Wasser, nahm sie in seinen Mund und biss ihr den Kopf ab.“

Bäder und Sommerfrischen bei Benedictinerklöstern.

(Eine Reminiscenz zum Jubeljahre 1880.)

Es dürfte nur wenige Badereisende und Bäderbesucher geben, die nicht schon auf ihren Touren und in „ihrem Bade“ als Reisegenossen und „Mitbadende“ den und jenen Priester getroffen, der sich schon gleich durch seine äussere Erscheinung, durch in der Regel höhere wissenschaftliche Bildung, durch das weltmännische Benehmen und durch den milden, vorurtheilsfreien Geist als ein Mitglied des altehrwürdigen, im heurigen Sommer auf Monte Casino das 1400. Jubiläum seines Bestandes feiernden Benedictinerordens zu documentiren pflegte.

Die Benedictiner, die ob ihrer wahrhaft civilisatorischen Mission zu allen Zeiten hochgeachtet waren und sich allgemeiner Beliebtheit selbst bei den Feinden kirchlicher Congregationen seit jeher erfreuen konnten, sie sind stets „in der Gesellschaft“ gern gesehene Gäste, da sie an den Vergnügungen derselben sich zu betheiligen keinen Anstand nehmen, ja denselben eben durch ihre Theilnahme oft Richtung geben und Ausschreitun-

gen hintanhaltend, die das und jenes Element etwa herbeiführen möchte.

Bilden so die Benedictiner, die heuer mit Stolz auf die Einstimmigkeit blicken können, in der die gebildete Welt ihr seltenes und schönes Jubiläum mitfeiert, einen wenn auch — vielleicht wegen der Zersplitterung im Badeleben — numerisch geringeren, so doch wesentlich nicht zu unterschätzenden Factor im socialen Treiben der Bäder und Curorte, was allein schon eine Erwähnung an dieser Stelle zu rechtfertigen geeignet erschiene, so können sie anderseits eben aus dem Buche der Geschichte heraus Anspruch erheben, dass ihres Namens in der Balneologie und in der modernen Kunde der Sommerfrischen in der ehrenvollsten Weise gedacht werde.

Waren die Benedictiner gleich am Beginne ihrer Thätigkeit im V. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ausser ihrem Priesterberufe und ihrer Missions-thätigkeit Ackerbauer, Lehrer, Handwerker, Baumeister u. s. w. u. s. w., so waren sie auch gleich zu Anfang schon Aerzte, denn sie hatten, wie überhaupt die classischen Wissenschaften, so auch die Medicin für das Abendland gerettet, und wie sie die medicinischen Werke der „Alten“ in ihren Zellen wunderbaren Fleisses abschrieben und derart verbreiteten, so sammelten sie selbst in den Wäldern, die sie rodeten, auf dem Wiesenplan, den sie urbar machten, die heilkräftigen Blumen und Kräuter.

Aber mehr noch!

Wie das fortschreitende Mittelalter in den Städten bei Schlössern und Burgen unermüdlich war in Anlegung

von Badstuben, so dass Orte, die heutigen Tages sich kaum eines anständigen Badehüttchens erfreuen können, im XI., XII. und XIII. Jahrhundert gleich drei und mehr „Bäder“ besaßen; wie also zu der Zeit überall Bäder florirten, so waren es Städten und Schlössern voran die Mönche und da wieder die Benedictiner in erster Linie gewesen, die bei ihren Klöstern auf die Anlage von „Badstuben“ für die Gesunden und Kranken, auf die Anlage von Hospitälern, Leprosenhäusern (für Aussätzige), von Siechenhäusern ihre ganze Sorgfalt verwendeten.

Die klugen Mönche, die durch ihre ausgezeichneten Kenntnisse in allen Zweigen der Naturwissenschaften die ersten Pfleger und Cultivatoren dieser heute wichtigsten Disciplinen wurden, sie haben auch, wo die Ortsgelegenheit es sie erkennen liess, theils noch unbekannt gewesene Heilquellen entdeckt, theils bereits bekannte zu acquiriren gesucht, um denselben kraft ihrer Kenntnisse und durch den Nachdruck ihres Einkommens Bestand und Fortschritt zu verleihen.

Unter anderen minder bekannten Bädern und Curorten Oesterreichs und Deutschlands, die im Laufe der Jahrhunderte dem und jenem „Hause“ der Benedictiner zugehörten, sind es namentlich drei, deren Namen in der balneologischen Welt eines besonderen Klanges sich erfreuen: Bad Hall in Oberösterreich (früher zu Kremsmünster gehörig und erst seit Kurzem landschaftlich), ferner Pfäfers (in der Schweiz) und das Mineralbad Scheftlarn in Baiern.

Die Gegend von Hall (die heutigen Pfarreien Hall und Pfarrkirchen umfassend) wurde im Jahre 777 vom Stifter der weltberühmten Abtei Kremsmünster mit der darauf befindlichen Jodquelle, einer der bedeutendsten des Continents, und mit Salzsiedereien dem genannten Kloster stiftbrieflich übergeben. Was Kremsmünster für den Aufschwung und den Besuch dieses Badeortes — seit seinem Bestande ein reicher Segen auf weit und breit — geleistet, es steht mit goldenen Lettern verzeichnet in der Chronik des Bades selbst. Im Jahre 1850 übernahm die oberösterreichische Landschaft die Jodquelle in ihren Besitz, liess ein neues Curhaus erbauen und zugleich das Elisabethiner-Hospital, das 1856 den barmherzigen Schwestern zum hl. Vincenz von Paul übergeben wurde*).

Ueber Pfäfers (in der Schweiz) schreibt in seinem „Compendium Benedictinum“ 1734 der kaiserl. und Reichsnotar Schenz von Schemmerberg (Wien bei Geyringer) wie folgt:

„Pfeffers, fürstliche Abtei in der Schweiz, vier Stunden von Chur, auf einem hohen Berg, hat ihr mehrist Einkommen von daselbst in einem ungeheuren Thal hervorbrechenden natürlich warmen Wasser, zu denen aus ganz Teutschland Zulauf beschüheth.“

*) Ein Benedictinerbuch von Dr. Seb. Brunner, Verlag von Leo Wörl in Würzburg — ein wahres Prachtwerk, das zur Feier des Jubiläums erschien und das ich allen Freunden des Ordens bestens empfehlen möchte.

Wer heute das „schweizerische Gastein“ besucht, gedenkt wohl kaum mehr der Mühe und des Fleisses, den die Mönche des inzwischen längst aufgehobenen Benedictinerklosters von Pfäfers auf die Ausbeutung der weltberühmten Heilquellen von Pfäfers zu Nutz und Frommen ihrer leidenden Mitmenschen aufgewendet.

Wer heute die reizenden Ufer des Veldeser-Sees in Krain besucht, der weiss eben auch nicht, dass die ersten Entdecker und Benützer des Warmbades von Veldes die Benedictinermönche des im Jahre 1120 gestifteten Klosters Cruskilach (Hruškilog = Birnenhain) in der Wochein gewesen, welches Kloster jedoch bereits im XIII. Jahrhundert nicht mehr bestanden hat, da es in den Urkunden aus dieser Zeit nicht mehr erwähnt wird.

Das im lieblichen Isarthale Baierns gelegene Scheftlarn sieht am Abhange des auf der Westseite des Klosters sich erhebenden ganz bewaldeten Berges reiche Mineralquellen entspringen, eisenhaltiger Beschaffenheit, deren Wasser sich sowohl zum Baden als zum Trinken heilkräftig erweisen. Eine den modernen Anforderungen entsprechende Badeanstalt wurde hier aber erst in der neuesten Zeit errichtet.

Wie schon angedeutet, könnten wir hier noch eine Reihe Namen von untergeordneten, in den engeren Bezirken Deutschlands und der Schweiz gelegenen Bädern und Curorten aufführen, die einst im Besitze dieses und jenes der seither aufgehobenen Benedictinerklöster gewesen. Doch ich wollte ja nur Belege für meine obigen Ausführungen liefern und nicht hier eine ausführliche Balneologie der Benedictinerklöster schreiben,

wozu, abgesehen von mühevollen und vieljährigen Detailstudien, an dieser Stelle schon der Raum ermangeln würde.

Aber noch Eines erübrigt mir, wenn ich dem Titel dieser Zeilen gerecht werden will: Die Aufzählung der „Sommerfrischen“, wie wir sie heute geniessen an Punkten, an denen entweder heute noch, von Insassen belebt, eine stolze Benedictinerabtei prangt, oder wo die Mauern nur mehr künden die alte Pracht und Herrlichkeit der Aebte, deren Reihe längst geschlossen!

Da ist **Mondsee** (Lunae lacus), das seinen Namen hat nach dem halbmondartig gekrümmten See, (gestiftet durch Herzog Odilo und Thassilo, die 748 den Bau des Klosters begannen), heute durch die hier aufgehäuften Schätze eines kenntnissreichen Kunstsammlers, unseres vortrefflichen Romanciers **Friedrich Uhl**, ausgezeichnet. Da ist in **Kärnten Ossiach** „an den stillen Ufern des Ossiacher Sees“, wo der Polenkönig Boleslaus seinen Mord an dem Bischof Stanislaus von Krakau als Klosterknecht, und bis an sein Ende unerkant, abgebüsst, und an dessen in der Seefluth sich spiegelnden Wänden vorbeischiffend, Carl V. sich geflüchtet; da ist gleichfalls in Kärnten **St. Georgen am Längsee**, das 1783 aufgehobene alte Stift der Benedictinerinnen, wo die Zufluchtsstätte zu suchen, die Schiller in seinem **Wallenstein** die Gattin und die Tochter des Friedländers finden lässt; da sind **Admont** und **Lambach**, da sind **Salzburg** (St. Peter) und **Muri-Gries** bei Bozen zu nennen; da ist — wieder in Kärnten — **Pörtschach** zu nennen, das den Benedictinern von St. Paul im Lavanthale gehört, und das besonders in der

jüngsten Zeit, seit der allgemeine Touristenzug und das Gros der Sommerfrischler sich nach dem reizend schönen Kärntnerlande lenkt, so ausserordentlich in Ruf gekommen, da ist in der südlichen Steiermark Oberburg im Sannthal zu nennen, das Dank dem unermüdlichen Wirken des wackern Grazer Professors Frischauf in den Kreis der Touristenfahrten getreten und wo bis 1461 ein im XI. Jahrhundert gegründetes Benedictinerstift bestanden hat, das Kaiser Friedrich III. aufhob, um dessen Entitäten als Dotation dem von ihm 1461 gegründeten Laibacher Bisthum zuzuwenden, bei welcher Besitzänderung es zu Scenen zwischen den alten und neuen Besitzern kam, die mit Gewaltmassregeln gegen die Expropriirten endeten. Mit Gewalt musste der letzte Benedictinerabt von Oberburg gezwungen werden, Siegel und Urkunden des Klosters an den ersten Bischof von Laibach auszuliefern. Ein späterer Bischof von Laibach (im 18. Jahrhundert), der mit seinem Domcapitel zerfallen war, erbaute hier einen — „Dom im Dorfe“, dessen riesiger Kuppelbau sonderlich gegen die Umgebung contrastirt, doch der ohnedies malerischen Gegend des Sulzbachthales womöglich noch einen höhern Reiz verleiht.

Ich schliesse diese Skizze mit der Gewissheit, dass bei so manchem Namen, die da im Verlaufe meiner Zeilen von noch bestehenden Benedictinerabteien genannt wurden, in so manchem Leser zugleich die Erinnerung wach wird an den und jenen angenehmen Reisebegleiter und Mitcurgast aus dem Orden des hl. Benedict!

„Durch sechs Kronländer.“

„Durch sechs Kronländer.“

Ein Toast in Tobelbad:

Das Haus Habsburg und die Bäder in Oesterreich-Ungarn.

In dem reizenden „landschaftlichen“ Curorte Tobelbad bei Graz herrscht die patriotisch-schöne Gepflogenheit, das Allerhöchste Geburtsfest unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn Franz Josef I., den 18. August, in solenner Weise durch ein Hochamt in der historisch-denkwürdigen Pfarrkirche, dann durch Bankett, Ball, Ausflüge und dergleichen Festivitäten mehr zu feiern!

Bei solch' einem „Kaiserbankett“ im Jahre 1879 war es dem Verfasser dieser Schrift in seiner Eigenschaft als Curgast gegönnt, in leider durch Gelegenheit und Zeit engbegrenzter Skizze in Form eines Toastes im Namen von Mit- und Vorwelt dankerfüllt Ausdruck zu geben der Erkenntniss dessen, was das ruhmreiche, alle Lebensverhältnisse der ihm von der Vorsehung anvertrauten Völker Oesterreich-Ungarns stets auf's liebevollste im Auge behaltende Haus Habsburg für das Badewesen in Oesterreich-Ungarn — dieses hochwichtige Moment der Volkswohlfahrt — gethan hat!

Da dieser Toast in der zahlreichen Fest-Versammlung den lebhaftesten patriotischen Anklang fand, so will ich ihn heute hier an der Spitze dieser Abtheilung reproduciren.

Derselbe lautete:

„Kaum eine zweite Stätte bedarf der Fürstengunst, zum Mindesten der Gunst der Vornehmen und Reichen in solchem Masse, wie ein Bad, ein Curort.

In der richtigen und menschenfreundlich gütigen Würdigung dieser Thatsache haben denn auch die erlauchten Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Habsburg seit den frühesten Zeiten dem Badewesen Oesterreichs ihre besondere, wohlwollende Aufmerksamkeit zugewendet und durch allgemeine Erlässe wie durch specielle Schenkungen und Begnadungen für einzelne Bäder und Curorte, diesem so hochwichtigen sanitären Factor des Staatslebens jede mögliche Förderung und Unterstützung angedeihen lassen.

Ja einzelne, heute im Weltrufe stehende Badeorte Oesterreichs führen dankschuldigst den Beginn ihrer dermaligen Blüthe auf jene Impulse zurück, welche von Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses allererst zum Besuche dieser Heilstätten gegeben worden.

Hatten zwar wohl schon die Babenberger, die durch längere Zeit in Mödling nächst Wien ihre Residenz gehabt, den Schwefelthermen von Baden ihre Aufmerksamkeit zugewendet und im Allgemeinen, entsprechend der Vorliebe des frühen Mittelalters, für die Cultur der „Badstuben“ in dieser Richtung im Umkreise ihres

österreichischen „Herzogthums“ das ihnen Möglichste geleistet, so blieb es doch den Habsburgern vorbehalten, namentlich und in erster Linie für das heute in aller Welt gekannte und genannte und aus aller Welt besuchte Baden bei Wien den Grundstein des heutigen Glanzes und der heutigen Beliebtheit zu legen.

Schon gleich die ersten Habsburger begnadeten Baden mit ihrem Wohlwollen und mit reichen Spenden, und des „letzten Ritters“ Vater, der gütige Friedrich III., übertraf alle diese Gnadenbezeugungen seiner Vorfahren dadurch, dass er „den schönen, heiteren, freundlichen Badeort“ 1480 zur Stadt erhob.

Sein Sohn, „Theuerdank“-Maximilian, liebte es, auf seinen vielfachen Reisen und Jagdfahrten die in unseren Alpenländern Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol so häufig aus dem Boden rieselnden und quillenden Wasser, insonderheit die Sauerwasser, zu „kosten“ und zu deren Benutzung anzueifern.

Ferdinand I. gebührt das Verdienst, die Bedeutung der zwar schon im Mittelalter bekannt gewesenen, aber bislang noch nicht gehörig gewürdigten Heilquellen von Tobel bei Graz erkannt zu haben. Nachdem die steirische Landschaft — auch heute noch Besitzerin dieses Bades — 1526 ein neues Badehaus über der warmen Quelle von Tobel erbaut hatte, schenkte Ferdinand I. den Ständen 1584 die ganze Baderealität, wozu auch das kaiserliche Jagdschloss — seit 1787 Pfarr- und Schulhaus — und ein durch mehrere Meilen sich ausbreitender Nadelwald, „Kaiserwald“, gehörten,

mit der Verpflichtung, arme Kranke unentgeltlich aufzunehmen *).

Ferdinands Bruder, Erzherzog Carl von Innerösterreich, war ein besonderer Gönner „des Bades bei Laxenburg“, das er mit seiner Gemalin Maria, dem „Vorbilde einer christlichen Fürstin“ — wie ihr Biograph Hurter sie nennt — häufig besuchte; in der Joanneumbibliothek in Graz bewahrte Kalender, mit Vormerkungen des erzherzoglichen Kammerdieners, verzeichnen genau die alljährlichen Aufenthalte der Fürstenfamilie im Bade.

Im 17. Jahrhunderte, dem Zeitalter der heftigen Kämpfe der Gegenreformation in Oesterreich, des dreissigjährigen Krieges, der Türkenvisite vor Wien und der mannigfachen anderen Drangsale, „blühte“ dem Badewesen „kein Augustisch Alter“.

Erst wieder am Beginne des 18. Jahrhunderts erwuchs demselben in Carl VI. ein neuer Gönner.

Die köstliche Alpenquelle des „Kaiserbrunnen“ bei Reichenau, die heute der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien ein „Gesundwasser“ im wahrsten Sinne des Wortes bietet, sie ward 1732 auf einer Jagd von Kaiser Carl VI. selbst entdeckt, von seinem Leibarzte Heräus analysirt und von ihm dem Kaiser zu täglichem Gebrauche empfohlen. In Folge dessen ward damals zuerst ein Weg von Reichenau nach dem Kaiserbrunnen gebahnt und das Wasser desselben auf Saumrossen, von eigenen kaiserlichen Dienern

*) Vergleiche die treffliche Schrift: „Vademecum von Tobelbad“ von Dr. Alexander Blumauer. Graz 1878.

sogenannten „Wasserreitern“, in die Hofburg gebracht, wo es erst unter Kaiser Josef durch das Wasser von Schönbrunn ersetzt ward.

Wenige Jahre vorher hatte Kaiser Carl VI. die hohe Wichtigkeit des Sauerbrunnens von Rohitsch (in der Steiermark) für die leidende Menschheit erkannt und (1721) den Apothekern von Wien das privilegium privativum zur Einfuhr dieses Heilmittels ertheilt.

Das grösste Interesse brachte aber Kaiser Carl VI. den zu seiner Zeit wiederentdeckten Herkulesbädern von Mehadia entgegen, um deren Aufdeckung, im Zusammenhange mit der Ausgrabung zahlreicher Antiquitäten daselbst, sich auch der ausgezeichnete Commandirende des Temeser Banates, Hamilton, unvergänglichen Ruhm erworben hat *).

Carl's Tochter, die grosse Maria Theresia, wie in allem das Volkswohl Betreffenden weitausblickend und vorsorglich, hat bekanntlich auch dem Sanitätswesen, und speciell dem Badewesen, durch Erlässe und Kurrenden die grösstmögliche staatliche Unterstützung angedeihen lassen, wie sie denn auch im Privatleben als Mutter ihrer Kinder strenge darauf sah, dass dem Leibarzte auch nicht die kleinste Unregelmässigkeit im körperlichen Befinden verborgen bleibe. In einem Briefe an ihren Sohn Leopold schreibt Maria Theresia — wie ihr hochverdienter unübertrefflicher Biograph Ritter von Arneth erzählt — unter Anderem Folgendes: „Das französische Wort Patient drückt sehr gut die Lage eines Kranken aus,

*) De thermis Herculanis von Paschalis Cariophilus. Vindobonna, MDCCXXXVII. (in meiner Sammlung).

dem nichts anderes obliegt, als die Rathschläge des Arztes zu befolgen und sich dabei zu beruhigen“.

Insbesondere war es das altbeliebte Baden, dem auch Maria Theresia ihre ganz exquisite Neigung zuwandte und wurden hier 1758 die „Theresienbäder“ erbaut und der zum alten Hof der Babenberger Herzoge gehörende Herzogsgarten ward in Theresiengarten umgetauft.

„Der Schätzer der Menschheit“, der wie überall, auch im Sanitätsfache mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Entschiedenheit eingriff, und statt Vielschreibens und langer Vorträge am liebsten immer gleich das rechte Mittel angegeben wissen wollte, hat in seinen zahlreichen Directiven zur Hebung und Förderung der „Sanität“ in seinem Reiche den Factor „Badewesen“ nicht übersehen.

Auf seinen vielen Reisen durch die Monarchie und im Auslande, auf denen er mit der ihm eigenen Autopsie Mängel und Gebrechen erkannte und Vorzüge bemerkte, um sie anderorts in Anwendung bringen zu lassen, berührte Kaiser Josef eine Reihe in- und ausländischer Bäder; wir finden ihn z. B. 1766 in Teplitz und Carlsbad in Böhmen, 1768 in Mehadia (wohin er 1773 wieder kam), 1778 in Wartenberg (Böhmen), 1781 in Ostende.

Aus Gmunden schreibt er (1779): Ces parties des salines sont très curieuses et j'ai été infiniment satisfait de les avoir vues. Ce lac de Traun est superbe et comme nous avons eu hier très beau temps la promenade par eau a été charmante.

Vom Comersee schreibt er (1769): Je suis actuellement à Como, et j'ai vu hier et aujourd'hui le lac majeur qui est effectivement très beau.

Man sieht, der hellblickende erlauchte Tourist hatte schon vor einem Jahrhundert das richtige Verständniss für die Reize der heute zu Villeggiaturen par excellence gewordenen Ufer des Como- und Traunsees.

Und wie Josef, so hat der ihm vielfach geistesverwandte „Prinz Johann“ dem Badewesen und Badelieben sein besonderes Augenmerk geschenkt.

Die von Dr. Schlossar im Vorjahre, anlässlich der Enthüllung des „Johann-Denkmales“ in Graz, edirte Briefsammlung (Wien, W. Braumüller) führt uns vielfache Beweise vor. Speciell die steirischen Bäder Aussee, Rohitsch, Neuhaus sind da genannt; in der Hudalukna bei Neuhaus hat man dem Prinzen ein Denkmal errichtet. Die Thermen von Gastein lobt der Erzherzog besonders und hofft von ihnen das Beste für seinen Körper. Freilich hielt der stets rührige Geist des volkstümlichen Prinzen nicht die von den Aerzten empfohlene Diät. Er schreibt: „Mit den Verordnungen der Aerzte hat es seine gewissen Wege — nichts thun, nichts lesen, wäre mir unmöglich — man thut so viel man kann, das übrige Gott überlassen“.

Auch in Baden (bei Wien), das ganz vorzüglich bei seinem kaiserlichen Bruder Franz in hoher Gnade stand, treffen wir den Prinzen Johann wiederholt.

Kaiser Franz hatte die grössten Verdienste um Franzensbad, (das nach ihm auch seinen Namen erhielt), so dass man ihn den eigentlichen Gründer Franzens-

badts nennen kann und ihm darum auch auf der Promenade ein Monument errichtete. Kaiser Franz besuchte 1812 mit grossem Gefolge Franzensbad, gleichzeitig mit ihm die schöne Maria Louise, die Gemalin Napoleon des Ersten.

Die Neigung seines Vaters für Baden erbte auch Ferdinand der Gütige, von dessen zahlreichen Aufenthalten in Baden uns noch heute manch' liebe Erinnerung grüsst! Und die Weilburg bei Baden — wo Oesterreichs Held, Erzherzog Carl, so gerne gewohnt — sie beherbergt Jahr um Jahr die erlauchten Söhne des Siegers von Aspern!

Unserm allergnädigsten Kaiser und König Franz Josef und der allverehrten Kaiserin und Königin Elisabeth, im trauten Vereine mit weiland den erlauchten Eltern Sr. Majestät, dankt aber der Kronjuwel im überreichen Schatzkästlein des österreichisch-ungarischen Badewesens, verdankt das unvergleichlich schöne Ischl seine heutige dominirende Stellung unter den Modebädern, gleichwie das transleithanische Füred durch den Besuch Ihrer Majestät zu neuem Rufe kam.

Wie der Monarch allen Vorgängen im Staatsleben wohlwollendste Sorgfalt angedeihen lässt, so verfolgt Allerhöchstderselbe auch den Aufschwung des Badelebens in Oesterreich und die in der Heimat selbst immer mehr sich verbreitende Erkenntniss von der Wichtigkeit des Bade-Sejours mit dem regsten Interesse. Und als im Vorjahre ein elementares Unglück über die Therme des altberühmten Teplitz hereinbrach, da war es Kaiser Franz Josef, Allerhöchstwelcher Allen voran mit

hellleuchtendem Beispiele helfend eingriff und nicht eher rastete, bis Ihm von kompetentester Seite die Beruhigung über die Abwehr des drohenden Unheils geworden!

Welche Rolle die Bäder in unserer Zeit als Entrevue-Plätze der Fürsten spielen, ist genugsam bekannt und erst in den jüngsten Tagen wieder ist Kaiser Franz Josef nach Gastein gekommen, um da mit Kaiser Wilhelm zusammenzutreffen, der zum Danke für die Stärkung durch die Therme in edler Fürsorge für dieses reizende Alpenbad wetteifert mit der Sorgfalt, die unser erhabener Monarch auch diesem Curorte zu Theil werden lässt, wenn und wie es nur immer von Nöthen!

Das „Kloster auf der Alm“ 1879.

„Alpenklöster“, d. h. Klöster, die in den Alpen gelegen sind, gibt es mehrere, aber ein Kloster auf der Alpe gibt es nur eines bei uns in Oesterreich, und das ist das in romantischer Abgeschiedenheit des südwestlichsten Theiles der schönen, grünen Steiermark situirte Benedictinerstift St. Lambrecht, dessen Conventualen der grossen katholischen Welt sehr gut bekannt sind als „Expositi“ der zum Sifte St. Lambrecht gehörigen Gnadenkirche in Mariazell, wo die meisten aus ihnen längere oder kürzere Zeit des mühevollen Amtes als Beichtiger der Wallfahrer walten.

Das „Kloster auf der Alm“, dessen Burgfried saftig grünende Matten bilden, wo das Hauptgut und der Stolz der Wirthschaft, das unter den Oekonomen hochbeliebte „Mariahofer Rind“, seine üppigste Weide findet; das „Kloster auf der Alm“, im weiteren Umkreise rings umgeben vom schönsten, bestbestandenen Nadelwald, tannenschlank mit den Formen der alten gothischen Pfarrkirche inmitten des Klosterhofes wetteifernd; das „Kloster auf der Alm“ mit seiner im Inneren des prächtigen Stiftbaues durch Jahrhunderte her angesammelten Fülle seltener und interessanter Schätze der Kunst und

der Wissenschaft; das „Kloster auf der Alm“ mit der den fremden Gast anziehenden und fesselnden Gemeinschaft gelehrter und liebenswürdiger Brüder; das „Kloster auf der Alm“, das jedem Besucher zeitlebens gewiss in der angenehmsten Erinnerung haften muss: es begeht an dem heutigen Tage — am 21. September — das seltene Fest der Secundiz seines hochw. Prälaten P. Alexander Setznagel, der vor 50 Jahren an diesem Tage seine Primiz gefeiert!

Mögen wir denn, um gleichfalls nach Kräften theilzunehmen an dem schönen Feste, um dem allgemein geliebten und verehrten Jubilar und seinen „Brüdern“ unsere Verehrung zu bezeigen, in kurzen Umrissen ein Bild entwerfen von dem altehrwürdigen Stifte, das nicht allein durch seine geographische Lage als „Kloster auf der Alm“, sondern nicht minder auch durch die bereits angedeuteten inneren Schätze der Kunst und Wissenschaft das Interesse der weiteren Kreise beanspruchen kann und mehr und mehr erregt, seit die Alpenbahn par excellence, die Kronprinz-Rudolf-Bahn, in nächster Nähe vorüberführt und mit der Station St. Lambrecht zum Besuche desselben auffordert.

Vom Erzstifte Salzburg, dem die Alpenländer Oesterreichs alle Keime materieller und geistiger Cultur zu danken haben, ging auch die Anregung zur Stiftung von St. Lambrecht aus.

Im Jahre 1102 gründeten der Eppensteiner Markwart III. und Herzog Heinrich II. von Kärnten das Kloster St. Lambrecht, in dessen Räume der Benedictiner-Orden einzog, der alsbald auch auf diesem Boden, getreu dem

erhabenen Wahlspruche seines Stifters: „Ora et labora“ sich unsterbliche Verdienste um die Christianisirung und Civilisirung des Landes erwarb. Und auch in der Wissenschaft glänzten schon gleich die ersten Brüder von Lambrecht, und der erste Abt Hartmann (gest. 1114) erscheint als der Verfasser des altdeutschen Gedichtes: „Vom Glauben“.

Die Kunst fand hier gleichfalls im Dienste der Kirche ihre Pflegestätte. Von der romanischen Bauform abweichend, schuf die Bauhütte im benachbarten Murau auch in St. Lambrecht eine gothische Kirche mit dem Spitzbogenstyl, an deren Stelle als Pfarrkirche später die neuere, gleichfalls im gothischen Style gehaltene, doch leider im 18. Jahrhunderte stark verballhornte Hauptkirche getreten ist. Auch ein Karner (Beinhaus) ist hier in Lambrecht noch ganz wohlerhalten zu sehen.

Als eines der lieblichsten und zugleich bedeutendsten Denkmale des Kunstinteresse unseres Stiftes im 15. Jahrhunderte erscheint aber ein Madonnenbild von dem Pinsel Wohlgemuth's, das bei der Devastirung anlässlich der josefinischen Klostersaufhebung den Blicken der Commissäre entging und so vor Verschleppung und Verschleuderung glücklich bewahrt blieb. Das wunderholde Antlitz der Jungfrau mit dem Kinde, ihre herrliche Gestalt, umgeben von einer Fülle von grösseren bis verschwindend kleinen geflügelten und aus Wolken ragenden und lugenden Engelsköpfen (73 an der Zahl), die durch Anreihung und Farbe einen Rosenkranz darstellen, geschlungen um das Standbild der Madonna — das Bild im Ganzen und im Detail repräsentirt ein Kunstwerk ersten Ranges.

Es ist im Hauptgange von der Prälatur zur Decans-wohnung in einer Nische eingelassen.

Dieser Hauptgang, der sich entsprechend der Anlage des Stiftsbaues — eine Senkrechte auf eine Wagrechte — nach drei Seiten theilt, ist besonders bemerkenswerth durch die schönen Arbeiten seiner Decke (Stucco im Roccocostyl) und die superben, heute mit Recht so viel Aufsehen erregenden Schmiede-Arbeiten an den Gitterthoren der einzelnen Tracte aus den Tagen der Renaissance. Gleichfalls die Bewunderung und die Begier der Kunstfreunde erregen die prachtvoll eingelegten hohen Flügeltüren der Prälatur, durchaus Zirbelholz, welche Kunsttechnik sich bis auf die Aussenthüren der ziemlich grossen „Einheizen“ erstreckt. Auch an Oefen sieht man hier besondere Stücke und es ist namentlich ein 1752 im Gusswerk zu Mariazell angefertigter riesiger eiserner Ofen, mit dem Bilde der Mutter Gottes von Mariazell und dem Wappen des Stiftes Lambrecht geschmückt, der in dem ersten Gastzimmer die Aufmerksamkeit jedes Bewohners auf sich lenkt und zu den ernstesten Studien über die Verbrauchsmenge an Brennmaterial anregen muss!

Der freskengeschmückte „Kaisersaal“ mit schönem Marmorboden und Doppellicht von Aussen und aus dem Prälaturgange, das reichlich mit „besonderen“ Stücken versehene Naturaliencabinet und die Bibliothek (die freilich vor der Aufhebung 1782 noch viel bedeutender war) sie bilden die weiteren Sehenswürdigkeiten von St. Lambrecht. Dass die Stifter und Gründer des Klosters

durch lebensgrosse Bilder im Stiegenhaus und durch steinere Standbilder zu beiden Seiten des Riesenthores verewigt sind, mag gleichfalls Erwähnung finden. Für den Geschichtsforscher bietet das von dem kürzlich verstorbenen gelehrten Palaeographen und Diplomatiker Professor Pangerl nach dem neuesten Stande der Wissenschaft geordnete, grosse Schätze bergende Archiv eine Menge des anziehendsten Stoffes; Pangerl, der in den von Professor Ritter v. Zahn in Graz musterhaft redigirten Publicationen des steiermärkischen Geschichtsvereines über die Funde im St. Lambrechter Archiv wiederholt Bericht erstattet und Einzelnes daraus bearbeitet hat, gebührt überhaupt das Verdienst, auf die Archivsvorräthe dieser Gegenden zuerst fachlich aufmerksam gemacht zu haben!

Doch treten wir aus dem Archivstaube wieder an's frische freie Licht der uns hier im vollen Anstrome umgebenden Natur und Naturfreudigkeit, an's Licht der Urwüchsigkeit, wie sie uns hier noch in Tracht und in Sitte der Bewohner anheimelnd umschliesst.

Es ist Sonntag; da kommen sie herbei auf dem Kirchgang, die alten Bäuerleins und die „Muetterln“; der Greis mit den blau-grünen Strümpfen, dem langen Rocke mit der kurzen Taille und dem breitkrämpigen, spitzgupfigen, schwarzen Hute, das „Muetterl“ mit der dickwattirten, mit breiten Schopp- und Puffärmeln versehenen Joppe, mit dem schwarzseidenen Kopftüchel und dem glanzhaarigen Filzhute darauf nach Art der benachbarten Kärntnerinnen. Am Riesenportale sind die Verkaufsbuden aufgeschlagen; da thront

eine Verkäuferin mit einem „Stand“ voll grosser und kleiner Nängel, dort eine mit Backwerk und Weizbrod, eine Dritte hat Obst feil u. s. w. Das meiste Interesse erregt dem Zuseher das Herbeibringen eines eisernen Herdofens, von Reisigbündeln, die Aufstellung eines Nudelbrettes und einer „Molter“, in welcher sich ein „ziegiger“ Teig befindet. Auf den Herd wird nach Art der „Köstenbrater“ eine Pfanne gefügt und in derselben siedet und brodelt gar bald eine Flüssigkeit, deren Duft sie uns als „Leinöl“ classificiren lässt. Die Bäuerin an dem Nudelbrette hat inzwischen bereits mit einem mächtigen Löffel tactmässig in die „Molter“ gegriffen und heraus Klumpen Teiges auf das Brett geworfen, daraus knödelartige Figuren bildend; diese „Krapfen“, wie man uns belehrt, fallen nun, von ihrer meisternden Hand losgelassen, in die prasselnde Oelfluth, und alsbald in eine weite Fläche zerrinnend, oben und unten sich bräunlich färbend, werden sie zu „Oelkrapfen“, zum haut goût der bäuerlichen Käufer und Käuferinnen nach dem Kirchgange.

Wir sind in der Erntezeit; da währt ein Hauptgottesdienst länger als gewöhnlich, denn es schliesst sich an denselben regelmässig eine Bittprocession im inneren Klosterhofe, ausgehend von der Hauptkirche und Stationen zur Absingung der heil. Evangelien machend. Der Gesang der weiblichen Jugend ist eigenthümlich und ebenso anmuthend als erhebend.

Am 8. September, am Feste Mariä Geburt, wird an einer zu Seiten der alten Pfarrkirche situirten

Kapelle die Predigt im Freien gehalten, die bei der Bevölkerung in gleich hohem Ansehen steht als die Wallfahrten nach dem ausserhalb des Stiftes auf ziemlich steiler Berghöhe mitten im Walde gelegenen Kirchlein „Schönanger“, wo denn auch der hochw. Herr Prälat am 28. August ganz im Stillen den Tag seiner Ordination vor 50 Jahren gefeiert hat, nachdem er den beschwerlichen Weg dahin trotz seiner 78 Jahre rüstig zurückgelegt, wie überhaupt unser hochverehrter Jubelgreis sich der besten Gesundheit und, fast möchte man sagen, eines jugendfrischen Aussehens erfreut.

Die herrliche Luft ist es wohl vornehmlich, der die hochw. Herren von St. Lambrecht trotz der vielen Eingangs erwähnten Strapazen in der Seelsorge, namentlich in Mariazell, ein durchgängig verhältnissmässig rüstiges Alter zu danken haben.

Ausser dem Wirken in Mariazell sind die Conventualen durch die Seelsorge auf den Stiftspfarrren, durch die Hausmittelschule (Untergymnasium) für die Sängerknaben und durch die ausgebreitete Oekonomie in Anspruch genommen. Auch ein Hammerwerk auf dem Wege von der Station Lambrecht (Schauerfeld) in's Stift nennen die Lambrechter ihr Eigen, ausserdem „Mariahof“ mit der Rindviehzucht, die Almwirthschaften, Weingärten, ein Schloss in Kärnten u. s. w.

Die „Recreation“ der Herren bildet ausser den normirten Conversationsabenden (zwei Mal wöchentlich) ein Sommerfest auf der nächstgelegenen Kuhalpe, wobei das landesübliche Schmalzkoch, Selchfleisch mit Knödel

und Hühner servirt werden. Das von dem vielseitig gebildeten tüchtigen Hofmeister im modernen Style erbaute Alpenhaus vereinigt bei diesem Feste die jüngeren Mitglieder des Stiftes — ab und zu wagt auch ein unternehmender älterer „Bruder“ den „Aufstieg“ — und geladene Gäste von Nah' und Fern zu heiter anregender Gesellschaft. Im Fasching wird alljährlich eine Schlittenfahrt nach dem jenseits der Station Lambrecht auf einem Bühel liegenden Mariahof unternommen, das an seinen alten Mauern noch Reminiscenzen aus den „Türkenvisiten“ des 16. Jahrhunderts weiset. Hier in Mariahof fungirt als Pfarrer der in der Wissenschaft als Ornithologe hochstehende P. Blasius Hanf, eine Autorität in seinem Fache und für seine prächtigen, sämtlich selbst erlegten „Stücke“, sowie für die Demonstration der bezüglichen Nester, Eier u. s. w. wiederholt auf Ausstellungen prämiirt, von Schweden mit einem Ehrenbecher ausgezeichnet.

Die Conventualen von St. Lambrecht haben sich zu allen Zeiten als Männer der Wissenschaft verdient gemacht und haben als solche alle Anerkennung gefunden; die Prälaten standen wiederholt in den Tagen der ständischen Herrschaft an der Spitze der ständischen Vertretung, und so finde ich auch an der Stätte, an der ich diese Zeilen schreibe, im Chore der Kirche und an der Decke des freskengeschmückten Cursalons von Tobelbad bei Graz das Wappen des Abtes Kilian von St. Lambrecht (1732), der damals den steiermärkischen ständischen Verordneten angehörte.

Unser heute gefeierter Jubelgreis, so stillbescheiden und zurückgezogen er auch lebt, so sehr er sich durch Geradheit und Offenheit des Wesens wohlthuend von stellensüchtigen Phraseurs unserer Tage unterscheidet, er hat einen regen Sinn für Kunst und Wissen, ein warmes Herz für alles Gute und Wahre.

Zwei Besuche im Hospital der Irren zu Wien.

1871.

Kannst Du ein krankes
Gemüth von seinem Grame nicht befrei'n,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewusstsein
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten?
Nicht sonst mit irgend einem süßen Mohn
Den Krampf auflösen, der das Herz erstickt?

fragt Macbeth den Arzt!

Ja wohl, die moderne Wissenschaft im Bunde mit der Humanität unserer Tage hat es endlich dahin gebracht, dass weitaus den meisten jener Unglücklichen, deren Geist aus irgend einem Anlasse sich umnachtet hat, Heilung wird, und wo dies ganz und gar unmöglich ist, ein Dasein wird menschenwürdig und annehmlich — annehmlich, insoweit in dem tieftraurigen Leben eines Irren noch die Rede sein kann von Annehmlichkeit!

In einem vollendeten Bilde bietet sich aber das Streben und die Erreichung solchen Zieles moderner Psychiatrie in unserer allernächsten Nähe — in jenem Prachtbaue, den man, nach dem altbeliebten Dornbach pilgernd, zur rechten Seite zwischen der Hernalser- und

Währinger Linie, auf einem mässigen und doch die Gegend überragenden Hügel aus saftigem Grün weiter Parkanlagen und umrahmt von dichten Baumgruppen emporragen sieht.

Es ist die niederösterreichische Landesirrenanstalt, die mit einer nachahmungswürdigen Munificenz errichtet und stets vervollkommnet, gegenwärtig den ersten, gleichem Zwecke dienenden Anstalten des Auslandes mit Fug und Recht an die Seite gestellt werden kann.

Indem wir in den Park treten, richtet der Portier, der hier Wache hält, an uns die höfliche Frage, wen wir sprechen wollen. — Unser Wunsch geht nach dem Director der Anstalt, und wir werden freundlich ersucht, links abzubiegen und im Gebäude selbst zuerst das Sprechzimmer aufzusuchen.

Ein wohlgehaltener Kiesweg leitet uns allmählig den Hügel empor, an Baumgruppen, zwischen Rasenplätzen, an duftenden Sträuchen und schattigen Ruheplätzen vorüber, und mit einem Male stehen wir auf dem Plateau an der Vorderfront des palaisähnlichen Baues, der rechts und links seine Arme, die Seitentracte, weit ausspannt und sich auch nach der Tiefe ansehnlich ausdehnt.

Vor uns liegt ein von Kranken selbst gepflegtes farbenprächtiges Blumenbeet, und etwas tiefer ein kleiner Bassin mit einer lustig springenden Fontaine.

Ein paar Stufen und wir sind im Vestibul, und wieder ein paar Stufen zum Sprechzimmer und wir haben auch schon die Bekanntschaft des Herrn Directors gemacht.

„Ihr Besuch“, sagte er, „wird sich für heute wohl nur auf eine, vielleicht, wenn es gefällig, auf die Abtheilung der Frauen beschränken müssen“, worauf wir rasch einfallend erwidern: „Um so erwünschter, da ja diese Abtheilung unser Interesse weitaus mehr erregt, als die Abtheilung für Männer, und wir ja doch mit der ganzen Anstalt es in einem Nachmittage gewiss kaum fertig brächten“.

„Da genügte wohl nicht eine Ausdehnung des Besuches bis in die sinkende Nacht“, entgegnet unser Führer, dem uns der Director nun ganz überlässt, denn ihn selbst rief an diesem Tage ein zweites Amt, das eines Sanitätsrathes, nach der Stadt.

Unsere erste Visite galt dem sogenannten „Classen-tract“, das ist jene Abtheilung, in welcher die Irren untergebracht sind, für welche deren Angehörige den Aufenthalt in der Anstalt bezahlen, und ist der höchste Zahlbetrag mit 3 fl. ö. W. per Tag fixirt. Hohe, breite und lichte Gänge (überhaupt ein Charakteristikon dieser Anstalt) führen uns zu den einzelnen Unterabtheilungen des Tractes. Die Zimmer der „Drei-Gulden-Classe“ sind alle recht geschmackvoll, ja selbst, möchten wir sagen, elegant eingerichtet und entsprechen der Umgebung, welche der Patient zu Hause gewöhnt war. Die Böden sind gewichst, es liegen Teppiche, das Meublement ist comfortable und weist moderne Formen — kurz, man glaubt, das Boudoir einer Dame und nicht den Detentionsraum einer unglücklichen Geisteskranken zu betreten.

Die Aussicht führt hier, wie auch sonst aus den meisten Fenstern des weitläufigen Gebäudes in den

schönen schattigen Garten, und ist die Luft, die da hereindringt, eine äusserst würzige, balsamische, ob der trefflichen Lage des Hauses rein und frei von allen Dünsten und Miasmen, die den Raum knapp ober den Häusern der Residenz erfüllen. Und über die Wipfel der Bäume hinweg erblickt man die Berge von Dornbach, Grinzing, das Kahlengebirge! Den Kranken dieser „Classe“ werden, soferne sie nicht zu den Tobenden zählen, auch ihre kleinen Liebhabereien, Blumen, Vögel u. s. w. ungehindert belassen.

Die zweite Abtheilung des Classenstockes ist, was die Einrichtung betrifft, einfacher geartet und zählt man hier für ein Zimmer nur 2 fl. täglich, doch sind auch hier die Gemächer geräumig und nett, rein und licht.

Eine weitere Abtheilung in dem Frauentracte schliesst die Räume in sich, in welchen die unbemittelten Patientinnen, deren Erhaltung dem Landesfonde zufällt, untergebracht sind. Die Patientinnen dieser Abtheilung halten sich jedoch nur zur Schlafenszeit in den ihnen zugewiesenen Sälen und Zimmern auf, da sie unter Tags bei schönem Wetter im Garten, bei schlechtem aber in den Arbeitssälen verweilen. Im Allgemeinen wird nämlich streng darauf gesehen, dass sich die Irren, wie nur möglich, auf eine für sie passende Weise mit Arbeiten beschäftigen und auch in der ersten Classe treffen wir die meisten, in ruhigen Tagen natürlich, mit einer leichten Handarbeit, Stricken, Häkeln u. s. w., sich beschäftigend, oder mit Lecture sich unterhaltend.

Im grossen Conversationssaal trifft man jeder Zeit einige Damen, die sich zum Gespräche, zur Arbeit, zur

Unterhaltung zusammenfinden, ein ganz guter Flügel steht da zur Benützung und sagt man uns, dass einige Damen recht gut das Piano zu behandeln verstehen; auch Spieltische stehen in den Fensternischen. All' dies zur Lust und Kurzweil derer, die daran Vergnügen finden!

Zu unterst im Parterre sind die Gänge mit den Zellen für die heftigst Tobenden. Die Einrichtung derselben ist wohl sehr einfacher Natur, ein kleines Zimmerchen, was man in der Aussenwelt Cabinet nennt, doch ziemlich hoch, weiss getüncht, jeden Comforts ledig, meist nur ein Bett, am Boden der Zelle festgemacht, und einen Stuhl enthaltend. Hoch oben in der Mauer ist das Fenster ausgebrochen, das mit einem Apparate zum Zwecke plötzlicher Verfinsterung des ganzen Raumes versehen ist, welcher jedoch nur bei besonders argen Tobsuchtsanfällen der Kranken und da stets nur über Anordnung des ordinirenden Arztes seine Anwendung findet. Die Thüren der Zellen sind aus massivem Holz und haben sogenannte Schieber, durch die man, wenn die Thüre geschlossen ist, zur Kranken hineinsehen kann.

Die einzelnen Gänge der Anstalt sind zum Absperren für den Fall, wenn sich die Patienten der sogenannten „Zwischenabtheilungen“ unruhiger und aufgeregter als gewöhnlich zeigen.

Zur zweckmässigen Behandlung der Kranken mit kaltem Wasser — welche Heilmethode neben der psychiatrischen Behandlung einen Hauptfactor in dem hier angewandten Heilsysteme bildet — gibt es recht

zweckmässig eingerichtete Bäder und Douchen (im „Classengarten“ befindet sich sogar ein kleines Schwimmbad), welche Bäder den ganzen Tag über zur Benützung offen stehen und von den Insassen in den heissen Sommertagen mit grosser Vorliebe benützt werden.

Eine der Douchen, auf die wir besonders aufmerksam gemacht wurden, dient zum aussergewöhnlichen Gebrauche bei sehr aufgeregten Kranken, und wirkt dieselbe sehr energisch, daher sie gewöhnlich gesperrt ist und nur in Gegenwart eines Arztes angewendet werden darf; die Wärterinnen können diese Douche nicht öffnen, um nicht vielleicht zu einer Chicane der einen oder der anderen Kranken verleitet zu werden!

Nun aber, liebenswürdige Leserin und freundlicher Leser, wollen wir von dem Interessantesten sprechen: von einzelnen Wahnvorstellungen, deren uns einige, soweit es die für eine solche Anstalt gebotene Discretion erlaubte, mitgetheilt wurden, und was sich uns selbst bei unserem Rundgange unwillkürlich an Betrachtung und Wahrnehmung aufdrängte.

Da traten wir z. B. in das Gemach einer den besseren Ständen angehörenden Dame. Sie kam lebhaft auf uns zu und hielt einen längeren Vortrag „über die Schädlichkeit der Nahrung für den Menschen“. Sie lebt in dem Wahne, das Speisen sei nicht nur überflüssig, sondern auch sehr gefährlich. In ihrer im klagenden Tone vorgebrachten Ausführung hob sie besonders hervor, „dass sie nur das nicht begreife, dass sie ihr eigener, sonst so redlich denkender Mann stets zum Essen angeeifert, allein seit sie zur Erkenntniss gekommen, wie

überaus schlecht dies sei, rühre sie gewiss nie mehr einen Bissen an.“ Und wirklich versichert man uns, die Dame müsse manche Tage wie ein kleines Kind geätzt werden, sonst würde sie Hungers sterben.

Eine andere Patientin hat die Wahnvorstellung, als ob beständig Wasser auf sie geschüttet würde und sie so immer in Todesgefahr wäre.

Eine der Kranken, der man die Geisteszerrüttung am wenigsten ansehen würde, verlangte von dem Arzte eine genaue Auskunft über die Behandlung der Blumen, und ersuchte dringend, baldmöglichst mit frischen Blumen versehen zu werden, obschon sie dieselben erst am Morgen erhalten hatte; in liebevollster Weise versprach es ihr der Arzt, sowie wir überhaupt zu bemerken reichlich Gelegenheit fanden, wie ausgezeichnet das Verfahren der Aerzte hier ist, mit den armen Irren zu verkehren.

Im Conversationssaale trafen wir u. A. eine Dame, welche, uns vom Arzte mit besonderer Betonung ihres Namens vorgestellt, sich in den Manieren der feinsten Gesellschaft bewegte und uns durch ihre Conversation entzückte. Die interessante Dame nannte sich unglücklich. „Ja“, sagte sie plötzlich, „namenlos bin ich,“ aber rasch sich corrigirend, fügte sie bei, „namenslos ist mein Unglück.“ Die Dame zählt zu jenen Geisteskranken, mit denen man oft lange verkehren kann, ohne ihre Wahnvorstellung inne zu werden, und die sich nur zufällig verrathen.

Bei den Tobenden in den Zellen sahen wir zuerst eine schöne, stolze Frauengestalt majestätisch hin und

wieder schreiten, die Arme verschränkt, die langen schwarzen Haare aufgelöst, über Nacken und Schultern hinabwallend, keines Blickes die neugierigen Beschauer würdigend — sie hat den Wahn, eine Kaiserin zu sein.

An der Zelle nebenan war die Thür zugelehnt und gestattete uns der Arzt, den Schieber zu öffnen; melancholisch stand da und anscheinend tief brütend ein reizendes, blondes junges Mädchen an der Wand unter dem Fenster, der Thüre gerade gegenüber. Ich hatte vorsichtig den Schieber zurückgeschoben und eine Weile hineingeblickt, da kam das Mädchen, noch immer scheinbar uns nicht beachtend, allmählig der Thüre von der Seite her näher — doch plötzlich ein Sprung und ihr zur Fratze entstelltes Gesicht mit rollenden blauen Augen, das Haar wie unter dem Einflusse einer Elektrisirmaschine sich spreitend, der Mund, von einem keineswegs mädchenhaften Lächeln umspielt, befand sich mit einem Male knapp vor meinen Augen, so dass ich schier entsetzt zurückprallte, und schon hatte sie auch die Thüre geöffnet und stand im Gange heraus; nur mit Anstrengung gelang es der Wärterin, die Entflohene in ihre triste Einsamkeit zurückzubringen.

In einer dritten Zelle lagen zwei Frauen in ihren Betten, die eine sehr alt, heute wie eine ergebene Dulderin, richtete sich nur auf, um uns anzusehen, dann sank sie wieder in ihre Polster zurück — es ist eine unheilbare Kranke, sie bewohnt diesen Ort bereits 32 Jahre! „Ein Beweis“, fügte der Doctor hinzu, „dass unsere Pflege nicht schlecht ist!“ Auf dem anderen Lager aber erblickten wir ein Frauenbild (eine Croatin)

mit jenem dem südslavischen Stamme eigenen gelblich-braunen Teint, den tiefschwarzen Augen und Haaren, welcher Typus uns eben bei Serbinnen und Croatinnen so sehr bezaubert. Doch diesem Antlitz fehlte in dem Augenblicke, da wir eintraten, Eines, das Roth der Wangen, das bei gesunden Töchtern des illyrischen Volkes von der erwähnten Hautfarbe in wunderbarem Contraste sich abhebt und dem Gesichte erst seinen vollen pikanten Reiz verleiht. Aber nicht lange währt es, und auch unserer Kranken schiesst das Roth in die Wangen, freilich wohl nicht das Roth frisch pulsirenden Lebens, nein, das Roth krampfhafter Aufregung. Denn kaum, dass wir uns ihrem Lager zuwenden, beginnt sie gegen den Arzt eine Philippika in kroatischer Sprache, in der sie ihn einen Teufel nennt, man werde schon sehen, was sie noch thun werde, ihren Mann habe man erschlagen (er war Soldat und blieb auf dem Felde der Ehre) und sie sperre man hier ein. Mit geballter Faust und wild blitzenden Augen drohte sie dem Arzte, der sie jedoch in der mildesten Weise zu beruhigen suchte. War während der Aufregung ihr Gesicht auf das Schönste geröthet, so entfärbten sich in dem Momente, als ihr Plaidoyer zu Ende war, ihre Wangen, und es trat in dem braungelben Teint ein Farbenspiel mit Weiss ein, das in der That merkwürdig war.

Charakteristisch war es auch, dass sie während ihres Perorirens unsere an sie in croatischer Sprache gerichteten Fragen und beruhigenden Zureden nicht regardirte, und, erst wieder zur Ruhe gekommen, uns

ihre Herkunft u. s. w., jedoch sehr kurz angebunden, in der Sprache ihrer Heimat, mittheilte.

Wir waren von den Eindrücken dieser Abtheilung merklich erschüttert, daher uns der Doctor in's Freie, in den Garten führte. Und trotzdem waren es die sogenannten „Unruhigen“, die er uns jetzt kennen lehrte.

Dieser Garten ist äusserst geschmackvoll und dabei zweckmässig angelegt, und bietet, obschon er mit hohen Mauern umgeben ist, Licht und Luft in ergiebiger Menge; ausserdem geben schöne grosse Bäume kühlenden Schatten, und weite Rasenplätze gönnen den zahlreichen Kranken, die sich hier herumtummeln, genügenden Raum zu den Allotriis, in denen sie sich gefallen.

Bei unserem Eintritte scharte sich sofort eine der Thüre zunächst gekommene Gruppe, Jung und Alt, um uns, und beguckte neugierig die kecken Eindringlinge; auch hier bemerkten wir (wie auch sonst nirgends in dem ganzen grossen Hause) weder ein blödes, starres Vorsichhinsehen, noch ein scheues Verstecken; das Benehmen der Kranken ist durchwegs ein offenes, entgegenkommendes und ein sehr anständiges, welches erfreuliche Erscheinungen wohl der tactvollen Behandlungsweise, die hier geübt wird, zuzuschreiben sind!

Des Interessanten gab's aber im grossen Gartenraume mancherlei, und war man in jedem Augenblicke von einer anderen, jede in ihrer Art charakteristischen Gestalt und Physiognomie überrascht.

Die Patientinnen sassen und lagen im kühlen Grase oder promenirten auf dem grünen Teppich umher, nur eine von ihnen sass abseits allein in einem Winkel

des Mauerwerkes und fluchte und schimpfte grundlos in abgerissenen Schimpfworten derbster Qualität, mit überlauter Stimme und mit zu Boden gesenktem Blicke, und sie kehrte sich nicht im Entferntesten an die Ermahnungen des Arztes.

Wir verliessen bald diesen eigenthümlichen Schmollwinkel und gaben uns der Conversation mit den uns umringenden Frauen und Mädchen hin, die mitunter ihre Privatwünsche ganz zutraulich uns mittheilten. So bat eine dicke gutmüthige Alte in naiver Weise: „I bitt', schenken's mir a paar Kreuzer auf einen Schnupftabak“. Wir wollten der Alten eine blinkende Scheidemünze reichen, da fiel der Doctor ein, und ihr zwei Kreuzer in die Hand drückend, sagte er zu ihr ernst: „Das wird wohl für Ihren Bedarf ausreichen“, worauf sie beruhigt sich zur Seite stellte.

Da tritt eine grosse, bleiche, in den besten Jahren stehende und noch immer schön zu nennende Frauengestalt — eine Magyarin — mit funkelnden dunkelbraunen Augen, declamirend an uns heran und salutirt mit der Rechten an den breiten Krempen ihres Strohhutes. Uns überdies noch freundlichst zulächelnd, sperrt sie unserem Führer den Weg, und — nachdem sie ihn vergebens um eine geheime Unterredung gebeten — ruft sie ihm mit überlauter Stimme zu: „Führen Sie mich doch endlich vor mein Gericht, Kufsteins Mauern umschliessen mich, sagt man mir; ich weiss es, ich habe ein grosses Verbrechen begangen, allein ich fordere, vor mein Gericht gestellt zu werden“. Sie hatte die Hüften mit einer scharlachrothen Schärpe umgürtet, welche sie

mit Gewalt dem Doctor umhängen wollte. Als er abwehren wollte, sagte sie hastig: „Sie glauben, dies bedeute die Farbe der Republik? O nein“, setzte sie mit einem eigenen Schmelz der Stimme hinzu, „das ist meine Farbe“, und zu uns sich wendend, sagte sie im befehlenden Tone: „Die müssen Sie auch tragen“. Dann ward sie ruhiger und näherte sich uns mit zutraulicher Miene.

Ein ganz anderes Bild bot im Gegensatze zu der lebhaften, gesprächigen Magyarin ein junges, wahrhaft schönes Mädchen; das feuchte, schwärmerische blaue Auge tieftraurig zur Erde gesenkt, wandelte sie, ohne sich um die Umgebung zu kümmern, einer Träumenden gleich umher. Lebhaft gemahnte sie uns an das holde unglückliche Gretchen. Die zarte schlanke Erscheinung im malerisch nachlässigen Gewande glich so ganz dem Ideale, das sich unsere Phantasie von dem uns mächtig anziehenden Gebilde des Altmeisters schafft — auch um ihr edel geformtes Haupt wanden sich die historischen blonden Flechten, ja selbst Gang und Haltung verfehlten nicht, die Aehnlichkeit vollendet zu gestalten. Doch es bleibt uns zu wenig Zeit, das Pseudo-Gretchen zu verfolgen, denn mindestens ein Dutzend Gestalten, bisher weniger beachtet, rückt uns an den Leib, und jede spricht, fragt und weiss etwas Anderes zu erzählen. Eine von ihnen, eine gar freundliche Alte, macht uns auf ein junges, sehr ernstes, an einen Baumstamm gelehntes Fräulein aufmerksam. „Sö, gnä' Herr“ — sagt die gute Alte — „dö Fräula kann französisch“.

Wir treten auf das Fräulein zu: „Mademoiselle, est-ce que ça vous plait-ici?“ — „Non, Monsieur!“ — „Pourquoi non? Regardez ce beau jardin, l'air bien fraîche, le traitement excellent etc. etc.“ — „Vous avez raison, Monsieur, tout ici est bien bon, mais moi je reste une folle; Monsieur, ici vous vous trouvez dans l'hôpital des fous!“

Bei diesen Worten lenkte ich die Aufmerksamkeit von dem Fräulein ab, nachdem ich vom Doctor vernommen, dass die Dame so weit besser sei, um in die ruhige Abtheilung versetzt zu werden, und ich fürchtete, dass ein weiteres Eingehen auf ihr Leiden einen Rückfall herbeiführen könnte.

Eine bejahrte Frau, gerade heute gut gelaunt, treibt sich schäkernd mit ein paar Unglücksgefährten unter den Bäumen herum und spielt, ein schwarzes Band der Einen und der Anderen um den Hals werfend, „Fangen“. Auf unsere Frage: „Ah, Sie unterhalten sich wohl recht gut?“ antwortet sie lächelnd: „Nur tändeln“. Dort am Rasen kauert eine noch junge Frau, ein melancholisches Lied singend; eine kleine, etwa vierzigjährige Frauensperson niederer Herkunft ermüdet nicht in fortwährenden Knixen und Grüßen; der Arzt meint, es sei schon genug. „Oh“, erwidert sie, „man kann nicht genug Complimente machen“, und knixt und grüsst fort. „Sehen Sie“, sagt der Doctor, „jetzt ist sie so brav und in vierzehn Tagen tobt sie, ohne zu wissen warum“. Ein unbeschreiblich wehmüthiges Lächeln zog sich, als sie dies hörte, um die Lippen der armen

Kranken; doch der Arzt streichelte ihr sanft das Haupt und wieder knixte und grüsste sie.

Wir verliessen jetzt den „Garten der Unruhigen“ — nur mit Mühe konnten die Wärterinnen dem Nachdrängen der Patientinnen wehren — und durchschritten rasch den bereits erwähnten Classengarten, der um diese Stunde noch nicht besucht war; er ist parkähnlich angelegt und bietet mannigfaltige Abwechslung. Sodann begaben wir uns in eine dritte Gartenabtheilung, wo die ruhigen Patientinnen mit weiblichen Arbeiten beschäftigt sind. Wir fanden da unter alten schattigen Linden eine Gruppe von alten und jungen Frauenspersonen harmlos um einen grossen runden Tisch herumsitzend, arbeitend und schwatzend, mitunter sogar recht fröhlich lachend. Ein uraltes Mütterchen wickelte mit zitternden Händen einen dicken Wollsträhn, eine Andere hat bereits für den nächsten Winter Lindenblüthen zum Thee gesammelt und versichert uns sehr ernsthaft, dass dies mit Milch den besten Caffé ersetze, wobei ihr Mund sich zuspitzte, dass man ihr das Verlangen nach solchem Getränke lebhaft vom Gesichte lesen konnte.

Mehrere führten dem Doctor rasch ihre grossen und kleinen Anliegen zu Gemüthe; eine noch sehr junge Person bat flehentlich: „Nur nit douchen, i bitt', i bitt', nur nit douchen!“ was sie wenigstens zehnmal wiederholte, auch unsere gut gemeinte Bemerkung, wie wohlthuend das Douchen im Sommer sei, mit dem Refrain: „Nur nit douchen“ beantwortend; wir konnten ein Lächeln selbst an so ernster Stätte nicht unterdrücken.

Wieder in das Gebäude zurückkehrend, besuchten wir noch einige grössere Säle, wo wir die Kranken meist in den Betten trafen. Einen erschütternden Eindruck machte auf uns eine greise Frau mit deutlichen Spuren einstiger Schönheit, welche in Folge einer heftigen Gehirnkrankheit fast völlig Vorstellungsvermögen und Sprache verloren hat, und gelingt es ihr ja doch, die eine oder andere Vorstellung zu fassen und einen Moment festzuhalten, so muss sie nun mit der Mechanik des Sprechvermögens ringen und inzwischen entschlüpft der Aermsten wieder die Vorstellung, und so bietet dies Schmerzenslager ein herzzerreissendes Bild.

Was den Anblick noch erschütternder machte, war, dass neben der Unglücklichen auf's Tiefste ergriffen ihre Enkelin stand, die bei allem Schmerze hoch beglückt war darüber, dass ihre gute Grossmutter sie heute erkannt habe.

In einem anderen Bette lag eine Kranke, die Hände in Riesenhandschuhen verwahrt, da sie sonst alles Zerreibbare in Stücke reisst. Ihr gegenüber war eine gemüthliche Irre, der es schon besser ging; sie hatte nämlich arge Fussleiden gehabt und war dadurch zu dem Wahne gekommen, man habe ihr die guten Füsse abgerissen und schlechte angesetzt. Auf die Frage des Arztes, wie es ihr gehe, sagte sie, ihr scheine, dass die guten Füsse wieder zurückgekommen seien.

Noch eine Anzahl Zimmer, Schlafsäle u. s. w. nur rasch berührend, betraten wir dann des Hauses Heiligthum, die Kapelle, welche mit schönen Fresken geschmückt ist, einen hübsch ausgestatteten Altar, eine Kanzel, eine

Orgel und mehrere Reihen von nett und bequem eingerichteten Stühlen enthält; dieselbe hat zwei Thüren, die eine von der Frauen- und die entgegengesetzte von der Männerseite herführend; dem Gottesdienste wohnen natürlich nur diejenigen Kranken bei, von denen zu erwarten ist, dass die heilige Ceremonie und die Predigten von ihnen aufgefasst und beherzigt werden können.

Aus der Kapelle heraustretend, besichtigten wir wieder nur wie im Fluge eine Reihe anderer, meist leerer Gemächer.

Zum Schlusse warfen wir auch noch einen Blick in die ziemlich grosse, geräumige Küche, wo schon in riesigen Kesseln das Abendessen bereitet wurde.

In den Nebenlocalitäten der Küche — die, im Vorübergehen bemerkt, etwas schmal sind — sahen wir eine grosse Nudelmaschine in voller Thätigkeit, um den massenhaften Bedarf des Hauses an dieser Speise herzustellen. Der drückenden Atmosphäre, die in diesen Räumen herrschte, rasch entrinnend, eilten wir in das Vestibule, wo wir noch unsere Aufmerksamkeit einer Bronzebüste zuwendeten, welche einen grossen Wohlthäter der Anstalt, den Dr. v. Viszanik verewigt, den Stifter jenes Fondes, aus welchem geheilt Entlassene im Augenblicke des Austrittes ein kleines Handgeld erhalten.

Auch jenes Mannes gedachten wir, der als Vorgänger Dr. Schlagers in der Leitung dieser Anstalt den Grund legte zum jetzigen vorzüglichen Bestande derselben — des verewigten unvergesslichen Dr. Riedl!

Und wieder an dem Blumenbeete vor dem Haupteingange stehend, liessen wir den Blick unseres physischen

Auges den herrlichen Park hinunter schweifen; vor unserem geistigen Auge aber flohen in raschestem Tempo die eben im Hause drinnen gesammelten Bilder vorüber, eines das andere jagend, jedes farbvoll und plastisch wie durch die Guckgläser eines Riesenstereoskops angeschaut und doch jedes Bild bei all' der scheinbaren Klarkeit und Fülle — ein schwer lösbarer Rebus! Wir gedachten der Worte des Dichters:

Offen und zugleich geschlossen
Liegt solch' Leben vor uns da!

1875.

Es war in den ersten Tagen meiner Flitterwochen, dass mein liebes Frauchen eine — „böhmische Köchin“ bekam, was zwar in der Reichshauptstadt Wien keineswegs zu den Seltenheiten zählt, aber immerhin von Interesse ist. Besagte böhmische Köchin hatte nun ein köstliches Sprichwort, das sie in den verschiedensten Beziehungen zur Anwendung brachte.

„Könnt' ich Narr sein“, hiess das geflügelte Wort unserer Marianka und dieses Wort kam mir am verflochtenen Samstag Nachmittag wieder in lebhaftere Erinnerung, als der sehnlichst erwartete Beginn der viertägigen Pause im „Process Ofenheim“ immer nicht eintreten wollte. Endlich ertönten aus dem Munde Baron Wittmann's die erlösenden Laute und des Schwurgerichtshofes grosses, schweres Thor schloss sich knarrend.

„Könnt' ich Narr sein“, — so summte es in meinen Ohren fort, als ich durch die Spitalgasse kühn dem

heftig tosenden Boreas mich entgegenstehend, den Penaten zusteuerte.

Dort, wo die drei colossalen Monumente der sprichwörtlich gewordenen Wiener Wohlthätigkeit, die Asyle der Kranken und Armen Wiens aneinanderstossen, zweigt sich bekanntlich in westlicher Richtung ein Weg ab, der zum — „Brünnefeld“ führt.

Brünnefeld, damit ist Alles gesagt. Wie in anderen Orten von Dem und Jenem, bei denen es im „obern Stock“ nicht recht richtig ist, heisst: „der gehört auf Nr. so und so viel“, so heisst es bekanntlich in Wien: Der ist für's „Brünnefeld“ reif.

Auf dem Brünnefeld erhebt sich nämlich der prächtige Bau der niederösterreichischen Landesirrenanstalt, die, so weitgedehnt ihre Räume auch sind, doch bereits für den Riesenbedarf der Weltstadt sich als zu beschränkt zeigt.

„Könnt' ich Narr sein“, mag da wohl ein über das andere Mal der lebenswürdige Dr. Schlager ausrufen, wenn einerseits an ihn das Ansinnen gestellt wird, „alle Narren von Wien“ unterzubringen und andererseits des „jungen Schiller“ klingende Phrase: Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus, sich eben nur als — „Dichtung“ erweist.

Heute des sich dorthin abzweigenden Weges gewahr werdend, tönt es wieder in mir: „Könnt' ich Narr sein“, und zwar in jener wünschenden Bedeutung, die der alte Lateiner mit dem kleinen Wörtchen „Utinam“ zum vollsten Ausdrucke brachte.

In der That, der Wunsch war gerechtfertigt, war doch für diesen Abend der diesjährige grosse Ball im Irrenhause angesagt, nach dessen Besuche den Freunden des Pikanten, des Absonderlichen, um mit Goethe zu sprechen, „der Gaumen steht“.

Und ich konnte dem Drange in meinem Innern genügen, hatte ich ja durch freundliche Vermittlung eines lieben Bekannten, des Sanitätsraths Dr. Gauster, Primarius der Anstalt, eine Invite auf's Brünnefeld erhalten; wäre sie von anderer Seite gekommen, ich hätte sie für eine Ironie gehalten, so aber ging sie von einem Menschenkenner par excellence aus und ich war davon überzeugt, dass er auch bei mir mit der Diagnose nicht fehl gegangen, ich würde am Abend mit Vergnügen dem ehrenvollen Rufe nachkommen.

Zudem schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, zum Unterschiede von den Bällen der sogenannten „Gescheidten“, wenigstens auf dem Balle der „Narren“ von der originellen Conversation über den Process Ofenheim verschont zu bleiben.

„Könnt' ich Narr sein“ — dachte ich, mich zum Voraus in den entgegengesetzten Fall versetzend, und stürzte schon in Gedanken selbst aus dem Irrenhause fort, wohin, wie ich beschwichtigend zu meinem Ich sagte, doch nicht die Details aus dem Processe gedrun-gen sein können.

Der Abend rückte nur langsam heran. Die Stunde war auf 8 Uhr gegeben und eine Stunde vorher um 7 Uhr schon, wie mir das sonst nie passirt, war ich „fix und fertig“, der „Unterbau“ stack in den schwarzen

Unaussprechlichen, der „Oberbau“ im schwarzen Schwalbenschweif — doch weg mit diesen Schlagwörtern, „könnt' ich Narr sein“.

Endlich, endlich trat ich in den breiten Thorweg am Brünnefeld; der Portier zog mit tiefer Reverenz seinen Dreispitz und gemahnte mich unwillkürlich an den Portier eines Finanzbarons, der in einem „Gründerconsortium“ — doch weg mit diesem Schlagworte.

Das herrliche Vestibule des dominirenden Mitteltractes nimmt uns auf; ein eleganter Herr in tadelloser Salontoilette, grauer Hose und schwarzem Frack eilt auf uns zu; gegenseitige Vorstellung, Constatirung, dass wir noch immer unter „Gescheidten“ weilen.

Es ist Herr Raimann, Adjunct im „Materialdepot“. „Bitte mein Herr Verpflegsdepot“. „Entschuldigen, der Materialdepotconto“. „Bitte, bitte sehr thut nichts . . . es ist schon Alles beisammen, wollen die Herrschaften eintreten“.

In den Corridors sind mit regelloser Willkür und nicht „in die Uniform des Hauses“ — einfach, weil es eine solche nicht gibt — gekleidete Insassen aufgestellt, die sich in den tiefsten Bücklingen überbieten und am Eingange des Saales harret der Kommenden das — „Comité“, wenn man so einen Haufen männlicher Kranker ohne weiteres Abzeichen und ohne weitere Bestimmung nennen kann. Die Passivität dieses Comité's stellt sich aber im Gegensatz zur Activität mancher auswärtiger Comité's als höchst nachahmenswerth dar, indem namentlich unsere Damen dadurch in die ange-

nehme Lage versetzt sind, noch mit ganzen Schleppen den Saal betreten zu können.

Das Entrée, ein mässiger Salon, ist reizend mit exotischen und heimatlichen Blumen und Gewächsen, mit Draperien in den Landesfarben, mit Spiegeln u. s. w. u. s. w. decorirt und von einem matten Lichte in jenes *clair obscure* gehüllt, das so Vieles ahnen und erwarten lässt.

Auf Sofa's vor kleinen, netten Salontischen sitzen „stumm und regungslos“ männliche Kranke, während Damen in Gruppen beisammen stehen und, welch' Wunder, nicht plaudern, sondern nur — schauen.

Sie staunen über die „von draussen“ Kommenden.

Die Honoratioren erscheinen Einer um den Andern, Landesausschüsse mit ihren Beamten, der Polizeirath des Bezirkes, geladene Doctoren, Feuilletonisten

Der Walzer geht an, es drehen sich drinnen im Saale die Paare im wirbelnden Tanze — Dr. Tilkowsky's, des vielverdienten Hausarztes, treffliche Weisen bewegen den Reigen.

Frisch hinein, in's wogende Meer. Eben da wir eintreten, erklingt der letzte Tact. In langen Reihen sitzen sie da zur Rechten und Linken die „Huldinnen“ des Hauses, die Schönen und die Nichtschönen, gerade so wie „draussen“, auch hier dem guten Geschmacke der „anstürmenden“ Herren freien Spielraum gewährend.

Die Gesichtchen derer, die eben „gerast“ (doch anders, als sie sonst es zu thun pflegen), sind erhitzt, „wie draussen“ — Du kennst noch immer keinen Unterschied.

Die schöne Blondine in weisser Toilette mit Guirlanden aus Rosenknospen, den funkelnden Stern im Haar, den Fächer zierlich im Händchen wiegend, das seelenvolle blaue Auge träumerisch bald zu Boden gesenkt, bald im hellen Aufblitz nach Dir, Du Glücklicher, gerichtet — sie sticht sofort als „Ballkönigin“ aus der Menge der sie umgebenden „reizenden Gestalten“ hervor, und es nützte der blondgelockten Rivalin Louisens, der hochragenden „Anna“, nichts, wenn sie ihr diesen Titel durch ihre imposante Brunhilden-Gestalt streitig zu machen sucht. Louise B—l bleibt als Siegerin auf dem Platze.

Und wie schwärmerisch sie zu conversiren versteht, die kleine Louise, die auch im Tanze den Faden des Gespräches nicht verliert, denn bei ihr ist Tanz nicht Arbeit, wie bei so Vielen „draussen“ und „drinnen“, sondern „Lebenselement“ (dies ihr eigenes Wort); einer Sylphide gleich schwebt sie über den Boden.

Die alte „Hofrätthin“ mit dem schweren, dunkelbraunen Faillekleide, an der Brust eine Riesenbroche mit Miniaturmalerei, das graumelirte Haar in Scheiteln, auf dem Kopfe ein Häubchen bien distingué, sie lächelt so zufrieden auf ihrem „Ehrenplatze“ unter dem Spiegel, zu ihrer Rechten ein bekannter Advocat, Dr. K—r., dessen Kanzlei sich eines vorzüglichen Rufes erfreut und den die Ringstrasse einst hoch zu Ross gesehen. Die „fixe Idee“, dass ihn Bismarck als Vertheidiger Arnim's hieher bringen liess, peinigte den Mann; er ärgert sich „wahnsinnig“, was ihm der Primarius mit den Worten ausredet: „Wer zwei Cotillonorden auf der

Brust hat und unter'm Spiegel sitzt, darf sich nicht ärgern“.

Die „Hofräthin“ erhebt sich und schreitet gravitatisch dem Ausgange zu, mit ihr mehrere andere Damen von Distinction und Schönheit, unter Letzteren als Erste — Louise.

Wir ahnen schon Schreckliches, da wir im Zuge auch die kleine dralle, schwarzäugige und pechschwarzhaarige Wärterin mit der zierlichen Latzschürze gesehen, wir glauben, man entführe uns diese Kranken, man entführe die „Ballkönigin“.

Doch nein, der Zug kehrt alsbald zurück; Frau Sch., eine äusserst angenehme Erscheinung in Chamois mit Blau, deren Erlösung aus dem Hause demnächst bevorstehend sein soll, trägt auf gelbseidenem Polster einen Lorbeerkranz en miniature, eine Spende der weiblichen Kranken für den genannten Walzer-Compositeur, der bei den Kränzchen im „Aufspielen“ unermüdet ist. Director Schlager und dessen treffliche Gemalin schliessen sich an, und die Ueberreichung der Ehrengabe findet in optima forma und „gelungener“ als gar oft „draussen“ statt. Der „Gefeierte“ nach Art der „Gescheidten“ zögert mit der Annahme, deprecirt, da ruft die „Hofräthin“ in energischem Tone: „Nehmen Sie, nehmen Sie“, und ihre grossen, noch immer schönen Augen werden noch grösser — „nehmen Sie“; Dr. Tilkowsky nimmt den Kranz und lässt ihn sich im Knopfloch befestigen. Wir haben uns an Louisens Seite gemacht und flüstern ihr so was, wie „ein gleiches Glück von Deiner Hand“ oder dergleichen, wie schon die Gescheidten

zu girren pflegen, und siehe da! Louisens „schwellende Korallenlippen“ flüstern was entgegen, wie: „Wenn das wahr wäre“, und ein köstlich duftend Veilchenbouquet prangt im Nu in unserem — Knopfloch!

Es ist eines jener kunstvollstgefertigten Bouquetchen, die die Kranken selbst für diesen Abend als Spende zur Damenwahl gewunden; sie wurden eben vertheilt und die Française beginnt.

Bescheiden, wie wir sind, flüchten wir uns nach der „Herzenstour“ mit Louise in den Entrée-Saal, um auch mit den männlichen Kranken, die sich auffallend wenig am Tanze betheiligen — „Führung“ zu nehmen.

Eine Gruppe umsteht einen „Rollwagen“. — „Befahren Herr Zeuge mit Rollwagen die Strecken“, mit diesen Worten treten wir der Gruppe näher und ein Herr mit lichtcarrirter Jacke fragt uns verständnissinnig: „Wie lange sind Sie herinnen“.

Der im „Selbstfahrer“ thront, es ist der unglückliche College B., einst ein rüstiger Werksgeselle bei „Tante Vossen“, den, wie er sagt, Napoleon und dessen Polizei hiehergebracht. „Freund“ B., so möchten wir den geistreichen, vielerfahrenen und vielbewanderten Mann gerne nennen, er hatte es unternommen, dem Hause zu entfliehen und jetzt ist er mit gebrochenem Fusse an diesen Stuhl gefesselt; das kranke Bein ruht in einer „aufgebogenen Schiene“ — weg mit dem Schlagwort aus dem Process Ofenheim, denke ich laut.

„Entschuldigen Euer Hochwohl- und Edelgeboren“ — fällt ein Künstlerkopf, der dem berühmten Maler Kratky, dem talentirtesten Schüler Führich's, gehört,

plötzlich ein; „der Process Ofenheim, geruhen zu genehmigen, dass ich dies hier anführe, ist herzzerreissend, wie ganz anders herzerhebend klingen dagegen die Resonanzen einer Sängerin in der grossen Oper“. — „Die grosse Oper, die jetzt, wie ich aus den Zeitungen entnehme, eröffnet wurde, wie muss die herrlich sein“. Es unterbricht den jedes Parlamentariers spottenden Redestrom des Malers die scharfe Stimme des „Collegen“ B.

„Wo ist unser Fernkorn“, fragen wir.

„Geruhen zu genehmigen, Euer Hochwohl- und Edelgeboren, es hat fast den Anschein, als ob der geniale Meister mit einer Composition einer Gruppe aus dem Processe“

„Könnt' ich Narr sein“, rufen wir im höchsten Unmuthe, also auch in diesen Räumen nichts wie Ofenheim und wieder Ofenheim.

„Und wo ist der Ausgleichs-Statthaltereirath G.?“

„Geruhen zu genehmigen vielleicht wohl möglich, dass es statthaft wäre, dass Se. Hochwohl- und Edelgeboren an einer Fortsetzung der Fundamental-Artikel arbeite, denn die Umwälzungen im politischen Leben sind als dasjenige, was man“

„Umwälzungen, lieber Freund, wollen Sie sagen“, bemerkt Herr Sch., ein, wenn auch schon in den Jahren vorgerückter, doch immer noch schmucker Mann mit den Manieren eines vollendeten Stutzers, der gerade aus dem Saale kömmt, ein Tänzer mit Verve, und den Beginn eines neuen Tanzes ankündigt. Er ist strahlenden Blickes, denn er hat soeben einen „Collegen“ überlistet und ein Engagement auf pfiffige Weise „überwältzt“.

Es ist Quadrille und ich lade die Brunhilde Anna ein, dieselbe mit mir, wie dies auf „Hausbällen“ der „Gescheidten“ oft vorkommt, sitzend zu tanzen.

Die „Gouvernante“, denn das ist Anna ihres Zeichens, lehnt sich mit der vollendeten Noblesse jener Kreise, in denen sie verkehrte, in den Fauteuil und beginnt mir eine Geschichte von einem Mädchen eines hohen Beamten in Prag — Anna ist eine Böhmin — zu erzählen, die ein Verehrer, der Carrière machen wollte, zu lieben vorgab und dann, als er durch Papas Protection die erste Stufe der Leiter zu jenem Glücke erstiegen, das Giskra als ein „wenig beneidenswerthes“ bezeichnet, schnöde verlassen hatte. „War das nicht Betrug!“ ruft hochgeröthet Anna, ihr stolzes Lockenhaupt mächtig schüttelnd.

„Könnt' ich Narr sein“ murmelnd, setzte ich bei: „O ja,“ „bestimmt, „ei ja wohl! — Sehen Sie, Fräulein, dort meine Frau im blauen Kleide“.

„Ihre Frau“ — Brunhilde richtet sich hoch auf — „und Sie tanzen nicht mit ihr — die Pflichten des Ehemannes“

Um dem „aufregenden“ Gespräche eine andere Wendung zu geben, und da eben mehrere Damen aus dem Saale nach beendigtem Tanze herausdrängten, warf ich hin, dass ich wohl gerne im Hause bliebe, aber — auf der Frauenabtheilung. „Ja, wir blieben auch gerne“, nahm eine der „Huldinnen“ das Wort, „aber auf der Männerabtheilung“.

Da stösst eine Type zu uns, der Assessor, wie er im Buche steht, der pensionirte Gerichtsadjunct X. in

altväterischem Frack mit kurzer Hose, hoher Halsbinde und Scheibenaugengläsern. „Meine Damen“, beginnt er, „sind Sie nicht unzufrieden mit Ihrem Lose, Sie sind noch immer gegen uns in grossem Vorrheil, Sie werden von interessanten jungen Aerzten besucht, sehen Sie da . . .“ „Ich bitte, Herr Dr. Stephanides“ schreit College B. aus seinem Rollstuhl, „für Madame hier an meiner Seite eine Erfrischung, ich Aermster, dass ich so angekettet mich nicht rühren kann“.

Es ist Raststunde

Alles eilt dem Ausgange zu. Die Honoratioren werden zur Tafel bei „Directors“ geladen.

Die Raststunde ist um, wir beeilen uns, die erste Tour mit „Louisen“ zu erhalten — und Marianka's oft citirtes Wort: „Könnt' ich Narr sein“, flöten wir wohlgemeint der — Ballkönigin zu. Utinam!

„In die Gastein“ anno 1792.

„Gastuna tantum una“ — es gibt nur ein Gastein, heisst es in einem lateinischen Hymnus auf das so äusserst heilkräftige Wildbad, denn schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters war Gastein weithin bekannt und geschätzt ob seiner vortrefflichen Wirkungen.

Von Touristen, d. h. nichtkranken, dahin ihren Weg Suchenden, ward aber „die Gastein“ zuerst im vorigen Jahrhundert mehr „cultivirt“, wenigstens liegen uns darüber ganz nette „Reisebriefe“ vor eines Touristen par excellence, der vor circa 100 Jahren auf einer grösseren Reise durch Franken, Schwaben, Baiern und Oesterreich auch das Wildbad in der Gastein besuchte und dasselbe in seinen „Bemerkungen über Menschen und Sitten“, die ihm auf seiner genannten Tour begegnet waren, mit aller Farbenfrische und Lebhaftigkeit des ersten auf der Reise empfangenen Eindruckes schilderte.

Es mag auch heute nicht unpassend erscheinen, der balneologischen Leserwelt die Aufzeichnungen unseres „alten Touristen“ in Erinnerung zu bringen.

Er schreibt aus „Hof in Gastein“ 1792: „Unser Weg ging von Hof in Gastein über anmuthige Thäler zwischen hohen Gebirgen; überall rieselten Wasserquellen

und die Gegend war mit den zerstreuten Hütten der Bergbewohner belebt. Endlich langten wir bei dem grossen Wasserfalle in Gastein an. Ein prächtiger Anblick. Der Waldstrom fällt wie aus den Wolken herab, und das Wasser, nachdem es entweder am felsichten Abhange abglitscht oder spiegelhell von einer Felswand hinabstürzt, sich in Wellen vertheilt und in Schaum auflöst, oder wie ein feiner Staubregen emporsteigt, der, wenn die Sonne darein spielt, den schönsten Regenbogen darstellt, sammelt es sich endlich im Thale und gleitet ruhig durch das herrlichste Grün fort. Es gibt nur noch einen Wasserfall im Salzburgischen, der diesen übertrifft: der Krimler, der das Wasser 200 Fuss hoch senkrecht hinabstürzt. Uebrigens hat man von jenem (dem Gasteiner) auf den beiden Brücken, deren eine unten im Thale, die andere in der Mitte des Berges gezogen ist, den schönsten Prospect. Herr Neumann gab uns eine Zeichnung davon, sowie auch von dem Passe Lueg und andern, die aber die Natur bei Weitem nicht erreicht“.

„An der Seite des Wasserfalles sind Quellen, warme Bäder, die im Sommer häufig besucht werden. Sie entspringen hier aus der Morgenseite des Berges und bestehen hauptsächlich aus Bittersalz- und Kochsalzerde, dann aus Schwefel, Kalkspath und Selenit; von Oker habe ich keine Spuren wahrgenommen; ob sie noch andere Bestandtheile enthalten und was das genauere Verhältniss von diesen sei, konnte ich dermalen nicht untersuchen“. Dass sich unser Tourist auf die Analyse einlässt, mag uns beweisen, dass er

wenn nicht Mediciner oder gar Balneologe von Fach, so doch zum Mindesten Kenner der Naturwissenschaften war, was auch seine Bekanntschaft mit den „Quellen“ über Gastein (Barisani, Niederhuber u. A.) bezeugt.

Doch lassen wir ihn in seiner Schilderung der Gastein fortfahren.

„Der Erzbischof“ (von Salzburg) — schreibt er — „hat soeben (1792) ein schönes Badhaus an der Quelle vollendet und weiter unten findet man auch ein Denkmal der Menschenliebe, ein Hospital für arme Kranke, die zur Cur hieherkommen und die hier freies Obdach, Feuerung und Bett nebst wöchentlich sieben und einen halben Kreuzer, wenn sie Fremde, und fünfzehn Kreuzern, wenn sie Einheimische sind, haben. Es wurde mir warm um's Herz, als ich wahrnahm, dass auch hier über diesen verlassen Gebirgen ein Genius der Menschlichkeit webt, den man in anderen berühmten Bädern oft umsonst sucht“.

Etwas eigenthümlich findet der Reisende — jedenfalls ein Norddeutscher, nach allen Kriterien seines Buches —, dass sich hier die Badenden beider Geschlechter alle zusammen in einem gemeinsamen Bade befanden, dessen innere Einrichtung er als „eben nicht anlockend“ bezeichnet.

Auch bedauert er den Abgang eines angestellten Arztes, und der Chirurg, den er da fand, muss ihm ganz besonders begegnet sein, da er ihn einen „Charlatan“, einen „Narren“ nennt, der sich gar so gern „Herr von“ nennen lasse.

Doch dies unerquickliche Thema der Personalien verlassend, wendet sich unser alter Tourist wieder der Localschilderung zu.

„Wir stiegen“ — sagt er — „an der Seite des Wasserfalls den Granitfelsen hinan, und nachdem wir noch einige Zeit auf der Höhe fortgefahren waren, kamen wir endlich bei dem ehrlichen Curaten in B ö c k s t e i n an“.

„Da von hier eine Alpe nicht weit entfernt ist, so verweilten wir nicht, uns dahin zu begeben. Der Ort gefiel mir ungemein. Es ist ein K e s s e l, ringsum in hohe Gebirge eingeschlossen; der Wind gehet über, es herrscht eine feierliche Stille, man glaubt sich von der übrigen Welt getrennt. Wir gingen über fettes Gras der Sennhütte zu; allein der Hirt hatte sein Vieh schon wieder heimgetrieben, denn Michaelstag, der gewöhnliche Termin zum Heimtreiben, war schon vorüber. Die Hütte war also leer und wir trafen darin nichts als die Geschirre zum Käsemachen an“.

Auf der Rückkehr von der Alpe, wo er sich in der „leeren“ Hütte Details über die „Verhältnisse“ der Hirten und Sennerinnen hatte erzählen lassen, bezüglich deren er, zum Unterschiede von so vielen andern Scribenten, eine Lanze für die gewöhnlich herrschende Sittlichkeit in diesem Zusammenwohnen lediger Leute gebrochen, — auf der Rückkehr von der Alpe besichtigte der Verfasser in B ö c k s t e i n das daselbst befindliche P o c h - und Schlemmwerk. „Es wurde (in seiner Gegenwart) ein Versuch im Kleinen gemacht und das reinste Gold ging aus dem Schlamme hervor“.

Er ist entzückt von der Kirche in Bockstein, „eine schöne, auf einen Hügel hingebaute Rotunde“.

„Des Abends“ — erzählt er vergnügt — „ward uns bey unserem alten Pfarrer Berwein Gemsenfleisch zugerichtet. Wir liessen es uns so wohl schmecken, als weiland Vater Isaak sein Böcklein, ob wir es gleich unserem Wirthe nicht mit einem so reichlichen Segen verlohnen konnten. Ich hatte mich“, — setzt er bei — „jetzt wieder von den Wehen erholt, die mir im Herwege das abscheuliche Bier verursacht hatte“.

Nun folgt eine ziemlich weitschweifige, vom Nachärger dictirte Diatribe über das damalige Bier im Salzburgischen.

Wir entnehmen daraus nachstehende „stoffliche“ Daten.

„Du musst wissen“ — schreibt der entrüstete „Bierologe“ — „hier ist die erzbischöfliche Hofkammer der Bierbrauer. Fünf grosse Brauhäuser sind im Lande zerstreut, von denen die Bauernwirthe alle ihr Bier nehmen und solches oft mehrere Tagereisen weit herbeiholen müssen. Diese Brauereien sind also ein Monopol und haben alle die Tugenden der Monopole an sich“.

Er plaidirt für den Verkauf der Brauhäuser, man solle die Privatbierbrauer auffordern, sich zu melden und ihnen eine kleine Abgabe abfordern; „es würden sich“ — meint er — „die 35.000 fl., die das Biermonopol dem Erzbischof von Salzburg jährlich eintragen soll, leicht herauswerfen und der Unterthan hat dann einen guten, gesunden Trunk, was natürlicherweise die Folge von der Concurrenz der Bierbrauer sein muss“.

Der Preis des Bieres stellte sich nach den Aufzeichnungen unseres Touristen für das Viertel (ein Zehnttheil mehr als die österreichische Mass) auf dem flachen Lande durchgehends mit fünf Kreuzer rheinisch, steige aber nach Verhältniss der Entfernung und koste in der Gastein acht Kreuzer, „was für den Landmann sehr drückend sei“. In den Städten und Märkten gebe es Brauer, die gern die erzbischöfliche „Kammer“ entschädigen und noch dazu wohlfeileres Bier liefern wollten; allein es sei ihnen nicht einmal gegönnt, dasselbe über ein vorgeschriebenes Mass gut zu machen, „um ja dem herrschaftlichen Bier keinen Eintrag zu thun“.

Im Ganzen gefiel es aber unserem Reisenden in der Gastein sehr wohl und er hielt sich längere Zeit auf; datiren doch mehrere seiner Briefe aus Hof in Gastein.

Er hat das ganze so wunderherrliche Thal von dem Passe Lueg bis zum Passe Klamm und dann die Gastein, das Thal, „das in die sechs Stunden hinläuft“, durchwandert.

„Merkwürdig ist“ — ruft er aus —, „dass man hier im Gebirge eine grosse Mannigfaltigkeit im Volkscharakter wahrnimmt. Fast jedes Thal hat sein eigenes Klima und seine eigene Lebensweise, fast in jedem trifft man Menschen von anderer Sitte, von anderer Stimmung und Anlage des Geistes und Herzens an. Hier ein stilles, ruhiges, dort ein lebhaftes Temperament, hier einfache, dort wieder geschliffene Manieren, hier Mässigung und Dürftigkeit, dort Luxus und die Denkart in mancherlei Abstufungen heller oder dunkler“.

Aus den Tagen des „churfürstlichen“ Salzburg.

Bewundernd preist heute der Sänger den durch den Mönchsberg vor Salzburg gehauenen Thorweg, einen der ersten Tunnels, den Erzbischof Sigismund III. Graf von Schrattenbach 1767 hauen liess, und der den Namen „Neuthor“ führt und singt begeistert:

Sigmund! ich sehe Dich stehn vor dem starr aufragenden Felsberg,
Hehr mit mosaischer Kraft schwingst Du den goldenen Stab.
Folgsam zerreisst das Gestein, majestätisch wölbend das Prachtthor,
Und Du Herrlicher! gehst durch zur Unsterblichkeit ein.

Oder künden uns minder beredt die steingewölbten Gallerien der ehemaligen Sommerreitschule, die Pracht des geistlichen Fürstenhofes, oder die colossale Burg inmitten der Stadt, wo heute noch die lebensgrossen Porträts der Erzbischöfe-Regenten die Gänge entlang zu schauen sind, oder der Marmorbrunnen auf dem Residenzplatze, oder die Wasserkünste von Hellbrunn, oder der anderen Schlösser und Schlösslein ringsum abgelegene Herrlichkeit?

Heute sind es nur Denkmale längst entschwundener glanzvoller Zeiten.

War das oft ein „Concurs“ von Fürstlichkeiten in dem fürstlichen Salzburg der vergangenen Jahrhunderte!

Nur einige Beispiele aus vielen.

So erzählt der „bestellte fürstbischöfliche Secretarius Stainhauser“ in seiner Lebensbeschreibung des Erzbischofs Markus Sittikus, Grafen von Hohenems, unter dem Jahre 1617: „Den 27. Augusti kamen Ferdinand, Erzbischof und Churfürst zu Cöln, Herzog in Ober- und Niederbayern, wie auch derselben Herr Bruder, Herzog Albrecht in Bayern, sammt deren Frau Mechthildis, geborne Landgräfin von Leuchtenberg . . . am 7. und 8. October Erzherzog Maximilian zu Oesterreich, Administrator des Hochmeisterthums (Deutschen Ordens) in Preussen, Meister in Deutschland, Wälischen Landen, Graf zu Tirol den 15. November 1618 der hochwürdigste Fürst und Herr Leopoldus, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund, Steyer, Kärnthen und Krain, Bischof zu Strassburg und Passau u. s. w.“

Unter dem 16. Juli 1619 kann aber der „bestellte Secretarius“ gar den Besuch Ferdinand II. verzeichnen. „Diesen Tag hat der Allerdurchlauchtigste Grossmächtigste Herr Herr Ferdinandus, erwälder König zu Hungarn vnd Böheimb, Erzherzog zu Oesterreich u. s. w. neben Ihr hochfürstlichen Gnaden dem Erzbischofe in Begleitung der führnemsten Herrn sammt mitreitender Guardia der hochfürstlichen Arkebusierer oder Carabiniere den allerstattlichsten Lustort Hellbrunn und Tags darauf nach gehabter Audienz beim Kaiser der englandische Ambasciator (Gesandte) Jaeol Hay. Dabei war „verschiedenes Militar und Muskatiere“ zu sehen, welche

theils rothe, theils aber blaue mit gelben burgundischen Kreuzen abgetheilte neue Schützenröckel trugen.“

Und was da bei solchen „hohen Besuchen“ in der alten Juvadia die mächtigen und stolzen Erzbischöfe für Festlichkeiten „anzurichten“ verstanden!

Musste der „weitberühmte hochfürstliche Lustort Hellbrunn“ mit seinem „Belvedere, Eremitorienwaldt Ems und Emslieb, allen Brunnwehren, Wasserkünsten Gärten, Vischweihern, Vogelhäusern, Thiergarten“ und allen anderen Baulichkeiten den Schauplatz ländlichen Amusements abgeben, so wie es im Geschmacke der Renaissance gelegen war, so ward andererseits in der uralten berühmten Stadt selbst in den Prachtsälen der Residenz (wo, wie lang ist's her, unser Wiener Männergesangverein sein Deutsches Lied vor der „hochblonden“ heutigen Ex-Kaiserin von Frankreich hat erschallen lassen) gar manches köstliche Studenten-Schauspiel vor erlauchten Augen und Ohren aufgeführt.

Die heutige k. k. Studien-Bibliothek in Salzburg, die bei der Säcularisation des „geistlichen Salzburg“ aus den beaux restes der churfürstlichen Hof-Bibliothek entstanden ist, sie bewahrt einen ganzen Pack von Schuldramen, die von den Salzburger Universitäts-Studenten unter Leitung der Benedictiner von Stift St. Peter — wer kennt den Peterskeller nicht? — bei solch festlichen Gelegenheiten „präsentirt“ wurden. Neben „Hannibal“ und „Marcus Junius Brutus“ schritten Corvin und der Croatenkönig Horvath und ein andermal Johann v. Leyden, der Schneider (Sartor) über die Bretter, die die fürsterzbischöfliche Welt von Salzburg bedeuteten.

Neben dem Ernste und der Tragik der Historie spielten aber auch die Allegorie und der Humor. Es war zu einem besonders festlichen Anlasse — zu einer Inthronisations-Feier eines Fürsten und Erzbischofs —, dass ein Welt-Theater (*Theatrum mundi*) präsentiert wurde, und zwar im Tarokspiel versinnbildet. „Schkis“ und „Pagat“, der Beherrscher von Schlaraffien, die Juno als Gemalin des Stabkönigs (*Caro*), Jupiter, Cupido, ein Laufer, die Gerechtigkeit, ein Eremit, das Glück, die Stärke, der Tod, die Mässigkeit u. s. w., dann die vier Könige, *Rex Craterum* (Herz), *Rex Denariorum* (Treff), *Rex Gladiorum* (Pique), *Rex Baculorum* (*Caro*), und ihre Diener bildeten die Personen der Allegorie, zu der den sonst noch nothwendigen Aufwand an Comparserie und „Apparaten“ das „Theater“, d. h. die Szenerie, stellte.

In einem hier erhaltenen Fastnachtspiele betitelt: „Die Hochzeit von geringen Kosten“, erinnert die Rolle des Grafen Mordfetzen, Commandanten der Festung Salzburg, lebhaft und leibhaftig an den „Bum-Bum“ der „Grossherzogin von Gerolstein“.

Die „Hohensalzburg“, die alterthümliche Veste, die sich heute noch ungebrochen zu Häupten des romantischen St. Peter-Freithofes erhebt, wie eine Riesenkortine hinter dem pittoresken Versatzstücke der steilen, wettergebräunten Katakombenwand, in deren Felsenkirchlein der heil. Maximus und der heil. Rupert gelehrt und gepredigt, die „Hohensalzburg“, sie löste ihre „Petarden“ zu Ernst und zum Schein, und galt des

„ehrsamen Pixenmeisters, Feuerwerkers und Petardirers“
Halle Devise:

Die Petard sagt: Einen Schlüssel
Thue ich mich nennen,
Der mich brauchen kann,
Soll mich dafür erkennen,

dem grausigen Spiele des Kriegsgottes, so waren im Gegensatze dazu die gar herrlichen Figuren aller möglichen und unmöglichen Thiere, die wir in seiner „Büchsenmeisterei“ (auf genannter Bibliothek) aufgemalt finden: Fische, Löwen, Greifen, Drachen, Pfauen u. s. w. u. s. w., sowie die Fronten von Kastellen und Wacht Häusern mit Fahnen und Kaiseradlern geschmückt und mit dem Namen des für Salzburg unvergesslichen Erzbischofs Paris Grafen Lodron (1620—1653) geziert nur Cartons für die Aufrichtung und Abbrennung von Feuerwerken zu Ehren der Regenten von Salzburg und ihrer hohen Gäste.

Und an denen mangelte es nicht, wie bereits angedeutet, nicht an Ab- und Zugehenden, nicht an Stablen.

Besonders waren es die venetianischen Botschafter, die, hierdurch den alten Weg aus Deutschland nach Italien nehmend, bei den Kurfürsten von Salzburg stets gerne längere Stationen machten, denn hier gab es ja reichliche Nahrung für ihre so fein und gut distinguirenden Berichte. Ueberhaupt herrschte zwischen Salzburg und Venedig aus mehr denn einem Grunde ein reger diplomatischer Verkehr und wir begegnen in

der ci-devant Hofbibliothek einer Reihe chiffirter diplomatischer Depeschen der Venetianer.

Aber auch andere wichtige Staatsschriften sind da wohl bewahrt, u. A. eine höchst interessante Instruction an Aldobrandini, Gesandter in Deutschland, „per la leva da farsi in Germania di un Reggimento di tanti Catholici“ aus der Zeit Ferdinand II., eine Abhandlung über Richelieu, Statuten der Kirche und des Kapitels von Breslau; Schriften über Sedisvacanzen des heil. Stuhles, z. B. aus der Sedisvacanz nach dem Tode Clemens IX., dem 1670 Emilio Altieri als Clemens X. folgte; Abstimmungen aus dem Conclave, in italienischen Versen u. s. w., u. s. w.; ein Gutachten der Salzburger Universität über die katholische Liga vor Ausbruch des 30jährigen Krieges, natürlich im streng konfessionellen Sinne.

Recht bezeichnend im Zusammenhange mit so manchem Dunklen in der Geschichte des geistlichen Salzburg ist aber eine Handschrift, in der die Frage ausführlich behandelt wird, die ein Erzherzog von Oesterreich, Karl, der später Bischof von Breslau war, an einen seiner Seelenberather und geistlichen Freunde stellte und die dahin ging:

„Welches von den zwei Uebeln ist für den Staat das kleinere, wenn ein schlechter Fürst gute Räthe hat, oder wenn einem guten Fürsten schlechte Räthe dienen?“

Die Chronik von Salzburg selbst hätte an manchen Stellen darauf die beredteste Antwort geben können.

Wir erinnern nur an die Bedrückungen der Bauern in der Reformationszeit, die zu dem blutigsten, greuel-

vollsten Bauernkriege führten, an die stattgehabte Ausweisung von 30.000 und mehr fleissigen und ruhigen Salzburger Unterthanen, die ihre theure Heimaterde nur desshalb verlassen mussten, weil sie Protestanten waren, verlassen mussten nach kurzem, aber heissem Kampfe.

Der Genssjäger, der die Alm erstieg im Frühroth,
Hat die Todten rings erblickt,
Die Bibel hatten die noch vor sich liegen,
Und die den Säbel blutig noch gezückt.

So mussten auch Knall und Fall alle Juden, die dem Erzbischofe Artolf im vierzehnten Jahrhundert gar gute Dienste geleistet, im fünfzehnten Jahrhundert (1498) alle salzburgischen Besitzungen verlassen.

Schlechte Rathgeber waren es jedenfalls, die es einem der Erzbischöfe empfahlen, 1581 den ausgezeichneten juristischen Gelehrten und f. e. salzburgischen Rath U. J. Dr. Martin Pegius sammt seiner Frau in Eisen zu legen, weil sie sich — der Schwarzkünstlerei verdächtig gemacht, und als Gefangene auf Hohensalzburg enden zu lassen, ihn, den trefflichen Mann, der der juridischen Wissenschaft eine Reihe der kostbarsten Werke geschenkt und der sogar neben einem „Hunde-Recht“ auch ein „Recht der Tauben und der Hühner“ geschrieben.

Sein Grabstein auf dem Freithof von St. Peter ist heute ein lautredendes Denkmal solchen Verfolgungswahnes!

Des Mannes vorzüglichste Schriften, sie lebten aber noch durch mehrere Jahrhunderte und verjüngten

sich in stets neuen Ausgaben und auch heute nehmen sie in der Entwicklung der juristischen Wissenschaft eine achtunggebietende Stellung ein; wo aber ist des Fürsterzbischofs Kanzelley mit ihren vielen Nullen von Dienern, derem Neide Pegius zum Opfer fiel?

Die ganze weitausgreifende Herrlichkeit des Salzburger Regiments, dessen Hand bis an die Ufer der Drau reichte in's Land der Karantaner Slaven, zu deren Christianisirung schon der heilige Ruppert die Tauern überschritten hatte, diese Herrlichkeit, sie ist natürlich verschwunden, zerflossen und zerstoßen!

Des „geistlichen Salzburg“ Glück und Ende, die glanzumflossenen Tage der Kurfürsten und der Hinsturz, als der korsische Jupiter das Wetter Europas bestimmte, das stand vor dem geistigen Auge des königlichen Sängers, Ludwig I. von Bayern, als er dem Untersberg zurief:

Throne stürzen, Throne auch entstehen,
Es zerstört der Leidenschaften Wuth.
Völker werden, Völker untergehen
Dich berührt nicht der Zeiten Fluth!

Zur Geschichte des Loibl.

Das waren die „guten alten Zeiten“, in denen der Handelsweg aus Kärnten nach Krain und vice versa zumeist über den Loibl ging, auf dessen Höhe (3910') ein langer Gang durch ihn hindurch führte, der aber heute, nachdem die Decke eingestürzt ist, nicht mehr besteht.

Heute ist der Loibl zum grössten Theil nur mehr von touristischem Interesse, aber in diesem Sinne von eminentem Interesse, denn auf seiner Spitze eröffnet sich eine Rundsicht über die Kärntner Alpen bis zum Gross-Glockner und auf die Krainer Gebirge.

Mehr und mehr beginnt sich auch schon der Zug einzelner Touristen nach diesem „Bergesalten“ zu „verlieren“, liegen ja doch reizende Gegenden, des schönen „blaugrünen Alpenlandes“ Kärnten jenseits und diesseits (krainerischerseits) unseres romantischen Oberlandes zu seinen Füßen.

Auch sind diese Gegenden von der Cultur der sogenannten Touristenheims noch nicht „beleckt“, und findet sich ursprünglicher Verkehr mit den Bewohnern diesseits und jenseits des Loibl.

Indem ich gerne diesem Theile unserer herrlichen Alpenwelt die Aufmerksamkeit der echten und wahren

Touristen zuwenden möchte, die auf ihren „hochstrebenden“ Touren auch mitunter — gleichsam wie Zwischenacte eines Dramas es behandelnd — kleinere und doch lohnende Aussichtspunkte „nehmen“ und gewinnen, möchte ich heute hier Einiges aus der Chronik des „Loibl“ erzählen, dessen Anfang- und Endstationen hüben und drüben Unterbergen in Kärnten und Neumarktl in Krain sind.

Schon im 13. Jahrhunderte war der Loibl ein wichtiger Punkt für die Wanderer und es bestand hier ein zum Schutze der Reisenden erbautes Hospiz.

Dieses Hospiz erhielt sich lange und übte seine wohlthätigen Wirkungen zum Besten der Reisenden, namentlich der Kaufleute, die ihren Weg von Kärnten bis zur Höhe nahmen, wo durch viele Jahrhunderte kraft alter Privilegien die aus dem Nachbarlande nach Krain und umgekehrt geführten Waaren umgeladen werden mussten und von den bezüglichen Interessenten diesseits und jenseits des Berges übernommen, d. h. verfrachtet wurden.

Dieser seiner Zeit so wichtige Handelsweg war aber ein sehr beschwerlicher, insbesondere zur rauhen Winterszeit.

Der krainische Chronist Freiherr v. Valvasor (1689) schildert die Beschaffenheit des Loibl in der drastischen Schreibweise seiner Tage, wie folgt:

„Mancher unter diesem Berge stehender sollte ihm (sich) wohl nicht einbilden die Möglichkeit, dass über diesen Berg eine Strasse gehen könnte, in Ansehung

seiner überaus gähen und grossen Höhe, die überdas gar felsicht, wiewol mit Buchen bewachsen ist. Aber unverdrossener Fleiss ebnet viel Unebens, bahnet viel Ungebahntes und bequemt die Unwegsamkeit selbst auch wohl bissweilen zum Wege. Ohnangesehn dieser Berg durch seine Höhe so unzugänglich für Wagen und Pferde vor Alters ist gewest, hat man doch ihm endlich einen Weg angewonnen und derselbe windet oder flichtet sich um ihn herum und geht Schlangenweise hinauf, eine gantze Meilwegs hoch oder lang. Vieler Orte ist er in die Felsen eingebrochen oder eingehauen, aber mancher andrer Orten der Berg auch hingegen zugemauert. Oben auf dem Schneeberg ist ein Loch so durchgehauen, dass man durchhin kann fahren und reiten. Unten im Loch scheiden sich Crain und Kärnten.“

Das für den Handelsweg Unpraktikable dieses Berges brachte den weitgereisten und vielerfahrenen Patrioten, der überall in der Heimat reformirend und schaffend wirken wollte, namentlich im Technischen diesen und jenen Vorschlag machte und selbst ausführte, der der Erste die Adelsberger Grotte wissenschaftlich durchforschte — war er doch Mitglied der englischen Societät der Wissenschaften in London und ein intimer Freund des bekannten Touristen des 17. Jahrhunderts Brown — dieses „Hinderniss“ des Loibl brachte unseren Valvasor auf die **Idee eines Tunnels am Fusse des Berges.**

Er schreibt darüber: „Vor etlich wenig Jahren war ich gewillet (1679) „unten im Grunde ein Loch“ durchzubrechen so gross, als das öbere, dadurch man

hette reiten und fahren können, hatte es auch schon abgemessen. Das Loch sollte bey St. Anna (in Krain) seyn hineingegangen und auf der andren Seiten des Bergs bei St. Leonhard (in Kärnten) herauskommen und also Schnurgerad vom Ein- zum Ausgange zielen; aber die damals einreissende Wienerische Pestilenz-Seuche machte es hinterstellig. Denn ich verlangte für meine Mühe und Unkosten von Ihrer Keyserlichen Majestät einen ewigen Zoll nebenst einer gewissen Beyhülffe, welcher Zweck aber bey so trübseligen und gesperrten Zeiten der Contagion nicht zu erreichen war. Sonst wäre es wohl ein gemeinnütziges Werk und Jedwedem damit mercklich gedient gewesen, weil man jährlich auf die Aufbesserung der Strassen ein Ehrliches wenden muss, auch zu Winters-Zeiten oft viel Leute darinn verbleiben (umkommen), wann die Lauen (Lawinen) herunterschiessen, das ist, wann der Schnee oben los wird und herunter rutscht. Man hat zwey Meil wegs über den Berg, eine hinauf, die andre hinunter, also aber hätte man durch den Berg ein halb-viertel Meil“.

Die „Wegbesserungen“ über den Loibl fanden meistens dann statt, wenn die Landesfürsten über Kärnten nach Krain zur sogenannten Erbhuldigung kamen, bei welchem Anlasse sie den Weg über den Loibl nahmen. So kam der „gekrönte Componist“ Kaiser Leopold I. 1660 am 5. September über den Loibl nach Krain und 1728 im August Maria Theresia's Vater Kaiser Carl VI.

Dem Zuge dieses Letzteren ging, wie aus des Herrn v. Peritzhoffen Aufzeichnungen zu ersehen, eine wesentliche Strassenbesserung über den Loibl voraus.

Am 24. August 1728 brach Kaiser Carl VI. aus Klagenfurt auf und fuhr an diesem Tage bis zur landschaftlichen Mauth am Loibl. Hier blieb er zu Nacht und setzte dann am 25. frühe seinen Weg weiter hinauf bis zu dessen Anhöhe zu Pferde fort. Auf der Höhe hatte man dem Kaiser zu Ehren mit lateinischen Homagial-Inschriften reich versehene Pyramiden auf steinernen Piedestalen errichtet.

Bis St. Anna in Krain ritt der Kaiser, da setzte er sich in seinen Reisewagen und fuhr in das Quartier zu Neumarktl, wo das Frühstück eingenommen wurde.

Aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts haben wir, und zwar eben aus dem Jahre 1780, eine Schilderung einer Wanderung über den Loibl erhalten, die der viel gereiste Tourist Hermann unternommen und dargestellt hat.

Er schreibt an einen Freund: „Wenn ich Ihnen sagen wollte, dass der Loibl einer der höchsten Berge in diesen Gegenden sei und aus den steilsten und fürchterlichsten Kalkfelsen bestehe, so würde ich nur das unnöthig wiederholen, was schon so Viele vor mir gesagt haben; aber, dass über dieses äusserst unwirthbar scheinende Gebirge eine Strasse angelegt ist, und dass es auf demselben, besonders auf der Seite gegen Kärnten, eine Menge der fruchtbarsten Wiesen und manche überaus reizende Gegenden gebe, die mit ihrer wilden Schönheit hinreissen, das dürfte nicht so allgemein bekannt sein“.

„Je höher man hinaufkommt mit desto mehr Wollust athmet man die reine, mit Wohlgeruch von tausend heilsamen Pflanzen erfüllte Luft. Man sieht keine Ferne, kein reizendes Thal vor sich, wenn man auf den zurückgelegten (durch Alleen von Eichen, Buchen, Nussbaum und Fichtenwäldern umsäumten) Weg hinabsieht; aber Gebirg, Wald, Wiesen und Bach stellen ein Gemälde vor, das des Pinsels des grössten Landschaftsmalers würdig wäre. — Ungefähr zwei Stunden von Kirschentheur, bereits an einer mächtigen Höhe des Gebirges, trifft man ein Wirthshaus zum Deutschen Peter genannt; es ist, wenn ich nicht irre, das einzige auf dem ganzen Wege. Es hat, wie Sie leicht begreifen, seinen Namen von dem Umstande erhalten, dass der Wirth ein Deutscher ist; denn, Sie müssen wissen, dass der gemeine Mann zwischen Klagenfurt und Neumarkt durchgehends windisch (slovenisch) spricht; der ein wenig weiter als in seines Vaters Garten gekommen ist, versteht zwar auch deutsch, aber die Muttersprache ist die erstere (die slovenische) und wird auch in Klagenfurt von ansehnlichen Bürgern geredet.“

Das Wirthshaus zum „Deutschen Peter“ schildert Hermann als eine elendliche Hütte, und doch soll der Eigenthümer ein Vermögen von über 30.000 fl. besitzen; das Aeussere seiner Hütte halte er deshalb so ärmlich, um vor Räubern sicherer zu sein.

Der an der anderen (krainischen) Seite des Berges hinabführende Weg war zu Hermann's Zeiten an vielen Orten so steil, dass es Manchem wohl schwindeln mochte.

Von den wunderbarlichen Wassern in Hungern.

1558.

Der berühmte Diplomat und Freund des „letzten Ritters“, Kaiser Maximilians I., der gelehrte „Wiederentdecker Russlands“, Sigmund Freiherr von Herberstein, Präsident der niederösterreichischen Kammer, der vielgereiste Cavalier, der seinen Namen hauptsächlich durch seine Werke über Russland auf die Nachwelt gebracht hat, er lernte unter den vielen tausend Menschen, mit denen er in seinem Amtsberufe als Gesandter und Politiker im In- und Auslande oder aber auf seinen zahlreichen Fahrten in fast alle Theile Europa's zeitlebens zu verkehren Gelegenheit hatte, den königlichen Rath und Herrschaftsverwalter Georg Wernher von Scharesch kennen.

Besagter Herr Wernher erzählte unserem wissbegierigen Freiherrn denn auch von den „wunderbarlichen Wassern in Zips“ und schrieb ihm später darüber ausführlich.

Daraufhin liess Herberstein an ihn die Aufforderung ergehen, im Allgemeinen über die „wunderbarlichen Wasser in Hungern“ zu schreiben, „wann an dem“

— so apostrophirt er seinen „lieben Werner“, — „wird nit allein meinem Willen ain begnügen beschehen, sonder auch Dir bey allen verständigen ewiges Lob erfolgen.“

Georg Wernher leistete diesem „begern“ „ganz willig“ Folge mit dem Beisatze: „wie ich michs dann schuldig erkenn“ und lieferte als „khurtzen bericht“ eine Badebroschüre über Ungarn, die in der That pikant und interessant genug ist, dass wir sie heute des Näheren besehen!

Der volle Titel lautet:

„Von den Wunderbarlichen Wassern in Hungern Khurtzer Bericht. An den Wolgebornen Herrn Sigmunden Freiherrn zu Herberstein, Neyperg vnd Guettenhag etc. Der Römischen, Hungerischen und Beheimischen Khü. May. etc. Rat, Camrer, vnd Presidenten der Niderösterreichischen Chamer. Beschrieben durch Georgen Wernher. Gedruckt zu Wienn in Oesterreich durch Michael Zimmermann in S. Annenhof MDLVIII.“

Dem per longum et latum wiedergegebenen Auforderungsschreiben Herberstein's, das sich auch auf Arianus' Historien und auf Sax Grammatikus beruft, um die Nützlichkeit der Kenntniss der Bäder darzuthun, folgt der Bericht Wernher's über die „Hungerischen Brunnen und Wasser“.

Nachdem der Verfasser zur besseren „Erkenntnus und Verstand der Örter“ eine kurze Beschreibung von Ungarn und der Eintheilung des Landes in die „Spanschaften“ (Comitate) geliefert, beginnt er mit der eigentlichen Schilderung seines Vorwurfes.

„Vnd will erstlich von den warmen Wassern sagen, deren das Hungerlandt nach gelegenheit desselben weit vnd gröss, meer vnd heilsamere dan yndert ein (irgend ein) ander Land oder Gegent hat vnd meines erachtens fach ich diese beschreibung der Wasser an khainem ort billiger an, dann an vnd bey der Stat Ofen.“ „Allda bei dieser Stat sein vil warmer Wasser“, „etliche seyn nit allein ainer laidlichen sonder ainer solchen lieblichen annemblichen werm als wären sy aus sonderlicher fürsehung vnd guete der Natur den Menschen zu ihrer erfrischung vnd zum Paden gegeben vnd dieser ort ist das warm Pad, welches vnder dem Schloss liegt, das man das Khünig Pad haist; ander werden die gemain warme Päder genant die ligen in einer selbst gewachsenen Steinwand, wie in ainem rechten gewelb. Dieselben haben die Türken, als sy Ofen eigenommen, bass (mehr) erweitert vnd seyn ihnen annemblicher wenn (als) die andern. Aber in denen warmen Pädern, so oberhalb Ofen seyn, deren auch ains das Khünigs Pad vnd das andere das Spitalbad genent wird, mag (kann) man sich nit paden, sy werden dann abkhült, dann sy bollen heiss siedend herfür, dass man ein Ay (Ei) darin sopald als bey einem reschen Feuer sieden mag, darum müssen sie mit einem kalten Wasser vermischt und abkhült werden, des ain fliessender Brunn zunächst darbey vnd so nahent ist, dass die so mit zweyen wassergeschirre vmb khalts vnd warmes wasser kommen dasselb gleich vnder ainst mit ainander beide schöpfen mögen.“

„Am selben ort vnder freyem Himmel“ — fährt Wernher in dieser Erzählung von den Ofner Bädern fort — „ist ain warmer Brunn das Purgatorium genent“, „an dem ort (Stelle), da dieser Brunn von der Thonaw (Donau) seinen Zuegang (Zufluss) hat ist er erstlich etwas frischer vnd khelter, darnach lablet (laulich) vnd ye tieffer man darein khompt also ist er je lenger je wärmer, aber inwendig, da er ursprünglich heraus fleusst, ist er so haiss, dass ihn niemandts leiden mag (ertragen kann).“

„Von wegen“ ihrer grossen Wärme, meint unser Balneologe, „muss ich“ die Bäder von Ofen „wol wildpäder“ nennen.

Bei diesen warmen Bädern in der Nähe fand Wernher auch in „etlichen Teichtlein“ (kleinen Teichen) mit warmem Wasser „lebendige Fische“, die, sobald sie in „das khalt wasser khumen abstehen“.

Die etlichen warmen Wasser „enhalb der Thonaw auf Peschter Land“, „oberhalb Pescht“, sind „khaines sondern Namens“, darumb (deshalb), dass sie der Donau zu nahe und daher von dem Strome, wenn er nur etwas wachse, „vberunnen vnd verderbt“ werden. „Die warmen Päder aber zu Ofen“ — klagt der Verfasser — „ob ihr wol viel vnd derselben mancherlei sein, haben nie khain sonder grossen Namen gehabt, das sonder Zweifel daher khommen ist, das alda zu Ofen sonst allerding ein vberfluss gewest, dadurch man der warmen Päder, als die man für kein sondere gab Gottes geacht, nicht viel gedacht hat, dann wo ist doch im ganzen Europa ain ort gewesen, so der Stadt Ofen vergleicht hat mügen werden,

es sey nun mit der schönen Gelegenheit (Lage), gesunden Luft, fruchtbarem Erdreich oder in ander weg, wie nun dasselb von nutz, Schön (Schönheit), Zier vnd anderm vberfluss immer seyn khundt.“

Um wieder auf die „Wildbäder“ zu kommen, so sei in Gran an dem Berg, auf dem das „herrliche“ erzbischöfliche Schloss gebaut ist, „ein Prunn von einem lableden Wasser“, „in einem Thurm beschlossen, darein es vom Schloss ain ablaittigen oder stickhln (steilen) Gang durch die Schlossmauer hat, aus demselben „Pruhn fleusst ein resch Wasser“, dass es vor Zeiten ein Getreide-Mühl-Rad getrieben“; „jetzt ist ein schöpf Wasser Kunst daselbst, gleich vast wie die Pauken oder Trumel zuegericht, damit das Wasser von der Donau durch einen verborgnen Gang in demselben Thurm geschöpft vnd weiter ins Schloss getrieben wird“. Nicht weit davon sei noch ein anderer warmer Brunnen, der „in ein kleines Teichl“ fleusst, in dem man die Frösch mitten im Winter schreien und „quackigen“ hört.

An der Waag, oberhalb des dem Herrn Thurso gehörigen Schlosses Galgotz „hat es treffliche warme Wasser, so die andern Wildpäder in Hungern nit allein von wegen ihrer gesunden und hailsamen Kraft, sondern auch ihres seltsamen wunderlichen Ursprungs und aufgehen weit übertreffen“. Diese Wildbäder haben nämlich keinen beständigen und gewissen Ursprung, sondern je nachdem die Waag wächst und fällt, darnach weichen auch die warmen Prunnadern vom Gestad zu Gestad, und je weiter der Wasserstrom ausfließt, je weiter fliehen sie hinter sich zurück“. „Derhalben“ — erklärt Wernher

weilers — „Diejenigen, so sich da baden wollen, immer zur Zeit der Güssen (Regengüsse) zu arbeiten haben und ihre Gruben und Päder, mit denen sie den warmen Adern zuegraben (entgegengraben), hinter sich und vor sich jetzt von jetzt zu der Waag oft verrücken müssen. Diese Gruben machen sie ihnen (sich), wenn die Waag in ihrem gewöhnlichen Fluss rinnt, zunächst beim Gestad, in einer saubern festen Hafnererde, wenn aber die Waag anläuft (anschwillt), so müssen sie es weit ausserhalb des Gstats in einem zähen vnd vesten Laimigen Grund machen, in dem hernach, wenn der Fluss wieder gefallen, nit ein tropffen warmes Wasser aufgeht. Diese warmen Adern finde man übrigens auch am Boden des Flusses, wenn man mit den Füßen darnach gräbt und sind dieselben sehr heiss, so das man sich darin nicht baden kann, man kühle es denn mit kaltem Wasser, so gleich zunächst dabey ist; nachdem mans aber vnabkhülter für gsunder hält, so lassens die „so dem gsundt nach“ (der Gesundheit wegen) baden, von selbst abkühlen, was nach Gelegenheit der Zeit langsamer oder schneller von Stattem geht. Sie kühlen sich jedoch nie so ganz ab, dass man ihre Hitze in den Gruben am Boden nicht empfinde, desshalb sich dann die Badeleute (Curgäste) gegen solche Hitze mit Brettlein, Wasen (Rasenstücken) oder Aesten von den Bäumen, die sie auf den Boden legen, bewahren.“ „Das aber diese Wildpäder für die langwierigen und die Krankheiten, da man des gesundts (Genesung) wenig Hoffnung mehr hat heilsamb und kräftig sein, das weiss man

aus vielen Erfahrungen und man erfährt es täglich, je länger, je mehr.“

Von dem heute so beliebten und in der balneologischen, wie in der publicistischen Literatur viel belobten Baron Sina'schen Bade Trencsin-Töplitz weiss unser alter Balneologe und Publicist recht Rühmenswerthes zu erzählen. Er sagt, dass die Päder nit weit vom Schloss Trentzin von einer leidlichen annehmlichen wiermb (Wärme) und gar lautter (klar), „darumben die Grafen von Zipss, so vor zeitten allda zu Trentzin gehaust, vilmals dahin kommen sein und ihren Lust daselbst gehabt haben“. — Auch heute hat in dem herrlichen mit allem Comfort der Neuzeit ausgestatteten Bade die fashionable Welt von weit und breit — „ihren Lust“ daselbst!

Vom Bade Woimitz des Herrn Alex. Thurzo, der es „wie ein Cistern hat ausmauern lassen“, weiss Wernher zu berichten, dass die Quellen daselbst von verschiedener Temperatur, so „dass es in diesem Bade an einem Orte heisser, dann am andern ist, derhalben es mit einem Mäuerlein vnterschieden ist vnd paden sich in dem, so ainer rechten leidlichen wiermb (Wärme) ist, allein die vom Adel und die ansehnlicheren Leut und in dem andern das gemeine Volkh“.

Nachdem er des Warmbades von Stubna im Vorbeigehen erwähnt, hält er sich etwas länger bei dem Warmbad auf, das zwischen Chemnitz und Kremnitz gelegen und in dessen „Letten“ (Schlamm) sich Diejenigen, so „gwschör oder offne schäden“ haben, „vmbwaltzen“.

In das „lablete Wiltpad“ im Dorf St. Johann in der Liptauer-Gespanschaft kommen die, „so khretzig und schebig sein“.

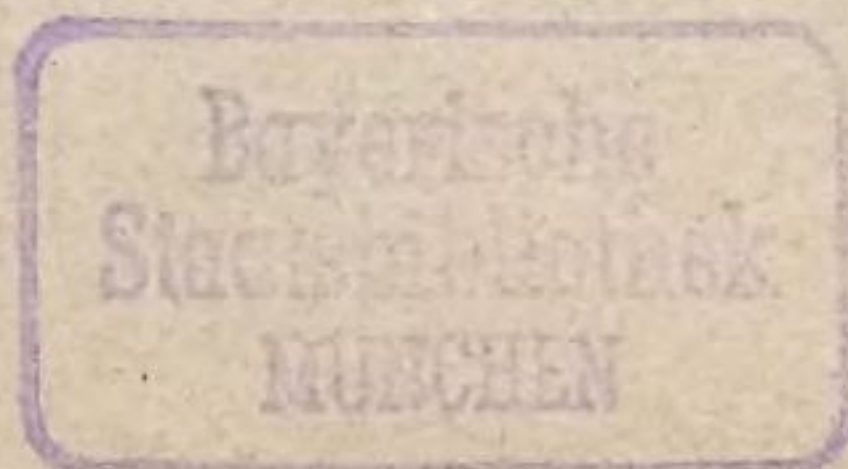
„Von den Sauerprunnen“ — schreibt Wernher, dem Schlusse seiner balneologischen Studie über „Hungern“ zueilend — „hab ich gar khain meldung thun wollen, dann sy in Hungern nit seltzsam sein; damit ich aber doch etwas wenigs davon anzeig, so ist zuwissen, dass in solcher Spannschaft (Scharosch) zween treffliche Prünn, der ain nahent bei Schloss Altensol (welcher Hauptmannschaft die andern Bergstädte unterworfen sein), der ander bei dem Stadl Khünigsparg, und diese beiden Prunn sollen Denen, so das Miltz wehe thut, vast (sehr) hailsamb und nutz sein.“

Auch führt er noch Sauerbrunnen beim Schloss Leuentz im Barser Comitatz und einen „scharfen Salzprunn“ in der Gegend von Eperies an.

Und nochmals kommt er auf die „warmen Wildpäder“ zu sprechen und nennt noch das St. Lassla Bad bei Wardein und den „vast (sehr) gelobten und von vielen besuchten“ Warmbrunn bei Mislitz nit weit von Kaschau. Bei diesem letztern Brunnen klaube man die Steine auf, mache sie glühend und hitze das Wasser damit, „demnach sein ir etlich (gebe es deren unter den Curgästen), so die tugent vnd hailsambkeit nit dem Wasser, sondern den Steinen zuschreiben!“

Woher aber — schliesst er seine balneologischen Betrachtungen — diese erzählten Wasser ihren grossen „wunderbarlichen“ Unterschied hernehmen, das auszuforschen und zu erklären wolle er den Physicis und

Naturverständigen überlassen. „Dann“ — so apostrophirt er seinen Baron Herberstein — „wie ich von den wunderbarlichen Wassern schreiben wollen, ist mein fürnehmen gar nit gewesen, das ich von diesen Sachen jemens unterweisen, sondern allein Dir hierin willfaren hab wollen, dann Du mit mir zu schaffen und zu gepieten hast“. Eine Redewendung, um die wir modernen Balneologen unsern 300 Jahre und mehr alten Collegen bass beneiden mögen!



Balneologische Werke

aus dem Verlage von

Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien.

Mangold, Dr. Heinr., prakt. Curarzt in Füred. **Allgemeine Curdiätetik.** Leitfaden für Heilsuchende. (Bade-Bibliothek Nr. 21.) 8. 1867. 1 fl. — 2 M.

Meyr, Dr. Ign., kaiserl. Rath, k. k. Bezirksarzt in Gmunden. **Anleitung zur Wahl der Curorte.** Praktische Rathschläge für Aerzte und Curbedürftige. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit einer Karte der Heilquellen und Curorte Mittel-Europa's. (Bade-Bibliothek Nr. 40.) 8. 1880. 2 fl. — 4 M.

Pleniger, Dr. Andr., Primararzt im k. k. Theresianum. **Physiologie des Wasserheilverfahrens.** Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft. 8. 1863. 1 fl. 50 kr. — 3 M.
— — **Specielle Pathologie und Hydrotherapie** nach dem heutigen Standpunkte. 8. 1866. 3 fl. — 6 M.

Reumont, Dr. Alex., Geheimer Sanitätsrath, Arzt in Aachen. **Wintercuren an Schwefelthermen.** (Bade-Bibliothek Nr. 78.) 8. 1877. 40 kr. — 80 Pf.

Schreiber, Dr. Jos., Docent der Klimatologie an der k. k. Universität in Wien, Curarzt in Aussee und Arco. **Ueber das Wesen klimatischer Curen bei Lungenkranken.** Eine Studie. (Bade-Bibliothek Nr. 74.) 8. 1876. 80 kr. — 1 M. 60 Pf.

Seegen, Dr. Jos., o. ö. Professor an der k. k. Universität in Wien, Brunnenarzt in Karlsbad. **Handbuch der allgemeinen und speciellen Heilquellenlehre.** Zweite neu bearbeitete Auflage. gr. 8. 1862. 6 fl. 50 kr. — 13 M.

Sigmund Ritter von Ilanor, Dr. Carl Ludw., k. k. Hofrath, o. ö. Professor an der k. k. Universität in Wien. **Südliche klimatische Curorte.** Mit Einschluss der Uebergangsstationen. Beobachtungen und Rathschläge aus eigener Anschauung. Dritte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Bade-Bibliothek Nr. 1.) 8. 1875. 3 fl. — 6 M.

— — **Uebersicht der bekanntesten zu Bade- und Trink-Curanstalten benützten Mineralwässer Siebenbürgens,** nach den neuesten geologischen Aufnahmen, chemischen Analysen und ämtlichen Erhebungen. Zweite durchgehends umgearbeitete Auflage (Bade-Bibliothek Nr. 29.) gr. 8. 1868. 1 fl. 80 kr. — 3 M. 60 Pf.

DRUCK VON J. C. FISCHER & COMP. WIEN.

Otto u. Maximilian Gilch
Buchbinderei - Prägeanstalt
München 8 - Steinstr. 42 - Tel. 44 20 52

Radics, Peter Paul von

'In's Kärnten' Cultur- und Reisebilder aus alter und neuer Zeit für
Badereisende und Touristen

Wien 1882

Austr. 5448 u

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11556363-5